Die Familie Skytte.

Historischer Roman aus der Jugendzeit Gustav II. Adolphs

von

Wilhelmina,

Verf. der „Königin Philippa" ꝛc.

Aus dem Schwedischen

von

Heinrich Helms.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Die Familie Skytte.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Der alte Swenn Kyle.

Der Bösewicht, der den König erschossen zu haben meinte, ergriff, wie wir bereits wissen, sofort die Flucht, ohne den Ausgang seiner Mordthat abzuwarten.

Wie jeder politische Schwärmer, war er über seine That erfreut und hegte die Ueberzeugung, daß ein Menschenleben ein geringes Opfer einer so allgemein giltigen, so allgemein nützlichen That gegenüber sei, wie jeder Phantast von seinen Thaten und seinen Ansichten glaubt.

Oft ist es der Fall, daß ein Mord an Regenten und andern hochgestellten Personen von einem falschen Patriotismus, in dem Glauben ausgeübt wird, daß die Zügel der Regierung in andern Händen besser ruhen würden, als in denjenigen, der sie für den Augenblick

lenkt — mit einem Worte: daß Tausende von Menschen durch das Hinwegräumen eines Einzigen beglückt werden können. Das Verbrechen, welches in diesem Wahn begangen wird, ist alsdann weniger verabscheuungswerth, und der Verbrecher ist eher ein von seinem eigenen oder von Anderer Irrthum verleiteter Thor, als ein eigentlicher Bösewicht. Allein wenn Privatrache und eigennützige Berechnung die Hand des Mörders bewaffnet hat, dann verschwindet jedes Mitleid mit dem unglücklichen Thäter, zu dessen Strafe, wenn er entdeckt wird, noch die Last kommt, daß Jeder sie eine wohlverdiente nennt.

Der alte Kyle vereinte in sich beide Arten eines solchen Mörders: er glaubte nicht allein sich für eine Idee, für den Glauben geopfert zu haben, etwas Besseres zu Stande zu bringen, als das, was bereits existirte, sondern er glaubte auch, und zwar einer kleinen, eingebildeten Ungerechtigkeit wegen, blutige Rache geübt zu haben.

Daß sein Schuß getroffen, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel, denn in demselben Augenblick, wo die Pistole knallte, hatte er ein Jammergeschrei gehört. In wilder Freude hierüber eilte er, von der tiefen Finsterniß begünstigt, und obgleich er noch nicht wußte, ob der Schuß tödtlich gewesen, schnell von dannen.

Von der Mönchsgasse gerieth er bald in die mehr

lebhaften Straßen und mischte sich unter die hin- und herwogende, schreiende Volksmenge.

Hier währte es jedoch nicht lange, bis er davon benachrichtigt wurde, daß Gustav Adolph lebte und unverletzt sei, daß dagegen ein junger Mann, ganz wie der König gekleidet, entweder mit oder ohne Gustav Adolphs Wissen, dessen hohe Person vorgestellt habe, und verwundet worden sei.

Man fügte hinzu, daß der junge Mann, als ihm der Hut entfiel, schwarze Locken und einen schwarzen Bart zur Schau getragen habe.

Man erzählte ferner, daß dieser junge Mann — Einige behaupteten, er sei todt, Andere jedoch, er sei am Leben, aber tödtlich verwundet — sei zur Stadt getragen in das Haus des Reichsraths Skytte, und daß dieser sogar, auf das ausdrückliche Verlangen des Königs, den Kranken begleitet habe.

Mehr brauchte der bestürzte Swenn Kyle nicht zu wissen, um den ganzen Zusammenhang zu verstehen, um zu begreifen, wer anstatt des Königs verwundet worden, um zu begreifen, daß sein Sohn ihn hintergangen habe.

Welch' edler Betrug.

So meinte jedoch nicht der alte, polnischgesinnte Adelsmann. Im Gegentheil, er stieß, oder war nahe daran, laut einen Fluch über seinen Sohn auszustoßen, denn an die Treue gegen Gustav Adolph, an seine

Schlauheit, seinen Vater hinters Licht zu führen und sich selbst zu opfern, sei ja der ganze Plan gescheitert. Sigismund war kein Haar breit dem schwedischen Throne nähergerückt und Hakan Kyle lag noch ungerächt in seinem Grabe.

Allein Swenn Kyle hatte doch seinen eignen Sohn ermordet, und dieser Gedanke war entsetzlich. Er wußte, daß die Kugel getroffen, und glaubte mit Grund, daß sie tödtlich sei, weil er gewöhnlich, mochte es nun auf der Jagd, im Zweikampfe oder im Kriege sein, genau zu treffen wußte.

Der alte Kyle war zwar immer ein sehr sorgloser Vater gewesen, und seine Liebe zu dem Sohne, von welchem er so lange getrennt gewesen, steigerte sich durchaus nicht durch dessen eigenmächtige Handlung, in den Dienst eines schwedischen Hofmanns zu treten und mit diesem nach Schweden zu gehen; allein — es war doch sein Sohn.

Der gräuliche Gedanke — wenn auch nicht absichtlich, das Blut seines eignen Kindes vergossen zu haben, suchte er dadurch zu verscheuchen, daß er meinte, der junge Mann habe sein Geschick verdient, weil er in dem Grade falsch gegen seinen Vater, und dem Sohne Karls IX. ergeben sei, ungeachtet er, dem Vater gegenüber, andere Ansichten ausgesprochen; allein im nächsten Augenblicke kam jedoch das Alles übertäubende Gefühl zur Herrschaft, und der Alte brummte leise vor

sich hin: „Es war doch mein eigner, mein einziger Sohn!“

Und Adam — oder Hans, wie er eigentlich hieß — hatte ja mit keinem Worte, mit keinem Blick einen Versuch gemacht, seinen Vater zu verrathen. Nein, anstatt eine solche Sünde zu begehen, hatte er sich für den von ihm so geliebten Monarchen geopfert; er war, als jeder Vernunftgrund, jede Bitte an der fanatischen Hartnäckigkeit des Vaters scheiterte, und er sehr wohl den Charakter des Alten kannte, scheinbar auf dessen Ideen eingegangen, und zwar, um nicht allein ihn vor Entdeckung und Ergreifung, sondern auch den König vor der Mordlust seines Vaters zu retten, die ja nun einmal ein Opfer erheischte.

Zu diesem Opfer hatte der junge Mann sich selbst erkoren.

Dies war allerdings sehr, sehr schlecht von Hans, dachte der Alte, allein — Hans sei doch immer sein Sohn.

Noch nie hatte das väterliche Gefühl sich so, wie jetzt, bei ihm geltend gemacht. Es war sonderbar, wie er in demselben Grade, wie sein Zorn sich über das durch des Sohnes Doppelzüngigkeit herausgestellte Mißglücken seines Planes steigerte, er um so lebhafter fühlte, daß er Vater sei.

Natürlicherweise hatte dies seinen Grund darin, daß der Sohn ein Märtyrer geworden war.

Sobald der Alte den rechten Zusammenhang der Dinge erspäht hatte, zog er sich wieder von der Menschenmenge zurück, begab sich in eine entlegenere, ruhigere Straße, von welcher aus er ohne Aufsehen zurück nach der Stadt und nach dem blauen Adler gelangen konnte. Seinem Durchgange durch das Norderthor wurde kein Hinderniß entgegengesetzt, denn das Gerücht von dem, was geschehen, war noch nicht so weit gelangt. Am Eingange zum blauen Adler traf er schon auf den Wirth, der sehr unruhig aussah.

„Nun, wie ist es abgelaufen?“ flüsterte dieser und schien den Ausgang mit Ungeduld abgewartet zu haben.

Wir ersehen hieraus, daß der Kellerwirth gleichfalls der polnischen Königsfamilie ergeben war, und daß er, in das Geheimniß eingeweiht, den Brief des alten Kyle an dessen Sohn besorgt hatte.

Auf seine Frage antwortete jedoch Swenn Kyle mit verstörten Gesichtszügen:

„Es lief schlecht ab; der König lebt.“

„Sie haben also nicht getroffen?“ sagte der Wirth.

„Allerdings habe ich getroffen.“

„Wen aber?“

„Meinen eignen Sohn.“

„Ihren Sohn! . . . Wie wissen Sie das?“

„Ich bin dessen eben so gewiß, wie ich jetzt hier stehe.“

„Und wie Sie augenblicklich hier heraus müssen," fiel der weniger artige Wirth hier ins Wort.

„Allerdings muß ich von hier fort," meinte der Gast, „jedoch erst muß ich auf mein Zimmer, um dort meine Sachen zu holen."

„Keinen Schritt weiter in mein Haus," erwiederte der Wirth, der gewiß in einem andern Tone gesprochen haben würde, wenn der Königsmord geglückt wäre und er einer reichen Belohnung von der Sigismund'schen Partei hätte entgegensehen können.

„Was sagen Sie?" frug Kyle. „Darf ich nicht hineingehen und meinen Ranzen holen? . . . Wollen Sie mich ausplündern?"

„Ich habe noch Niemand ausgeplündert . . . dazu bin ich zu ehrlich," antwortete der Wirth; „allein Ihr dürft hier nicht stehen bleiben, Ihr müßt Euch sofort von hier entfernen. Euern Ranzen habe ich heruntergeholt; hier ist er. Macht, daß Ihr in aller Teufels Namen von hier fortkommt nach irgend einem entlegenen Winkel, wo kein Späher Euch findet, denn durch irgend ein Thor der Stadt kommt Ihr heute Abend nicht."

„Vielleicht auch morgen nicht?"

„Das ist Eure Sache."

„Wo ist die Verkleidung?"

„Das weiß ich nicht."

„Liegt sie im Ranzen?"

„Ja, wenn Ihr sie hineingelegt habt.“

„Aber . . .“

„Kein „aber“ hier! . . . Im nächsten Augenblick werden meine Leute kommen, die ich alle ausgesandt habe.“

„Ja, ja, ich gehe, aber . . .“

„Aber! . . . Aber! . . . Wollen Sie denn durchaus nicht allein sich selbst, sondern auch mich unglücklich machen! . . . Scheeren Sie sich zum Teufel!“

„Halt's Maul, Du bürgerlicher Lümmel!“ herrschte der alte Kyle ihn zornig an, „ich gehe, wenn es mir gefällt.“

„Nun, darüber werden wir schon einig werden,“ sagte der Wirth und packte ihn an.

Der Alte machte zwar Widerstand, allein der grobe, dicke Wirth hatte ihn in wenigen Augenblicken auf den Thorweg hinausgesetzt.

„Verdammter Kerl,“ brummte Kyle, „ich möchte Euch angeben.“

„Thun Sie es, Sie geben sich dadurch selbst an.“

„Ja, ja . . . wenn ich jedoch ergriffen werde, wird meine erste Aussage sein, daß ich bei Euch gewohnt habe.“

„Dann schwöre ich ohne Weiteres, daß ich Euch nie gesehen habe. Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß Ihr Euch nicht ergreifen laßt. Und jetzt bitte ich Euch um Gotteswillen, vernünftig zu sein und von hier fort-

zugehen. Im nächsten Augenblicke wird die Wache hier sein, um Haussuchung zu halten . . . so . . . da ist Euer Ranzen . . . lebt wohl!“

Der Alte befand sich nun auf der Straße, und der Eingang zum blauen Adler wurde verschlossen.

Es war auch hohe Zeit, denn die Leute des Wirthes kamen im nächsten Augenblicke nach Hause.

Allein was der Wirth von einer Haussuchung prophezeiht hatte, traf nicht ein.

Graf Axel Oxenstjerna wollte, daß man erst in den damals sechs privilegirten Kellern, darauf in den Herbergen und endlich in den privaten Häusern nach dem Thäter spähen sollte; allein der König verbot jedwede Nachforschung, weil er nicht wollte, daß das Gerücht von einem Königsmorde von Mund zu Mund gehen sollte. Er befahl, daß die Sache soviel als möglich geheim gehalten werden sollte, und erlaubte nur, daß die verschiedenen Wachen an den Thürmen und Brücken Ordre erhielten, wirklich verdächtige Personen, wenn sie sich aus der Stadt schleichen wollten, zu ergreifen und in aller Stille zum Könige zu führen.

„Auf die Treue meiner guten Stockholmer baue ich,“ sagte der edle Monarch. „Sie werden in ihren Häusern nicht Denjenigen beherbergen, der mir Böses hat zufügen wollen. Es ist gewiß irgend ein Ausländer oder ein schwedischer Abtrünniger, der für die polnische Partei schwärmt, und den finden wir schon

morgen am Tage, wenn heute Nacht die Thore der Stadt Niemandem geöffnet und die Zugbrücken nicht herabgelassen werden. Der gnädige Gott, der es so gefügt hat, daß ein edler Mensch sich für mich geopfert, wird auch jeden ferneren Schaden von mir abwenden und Alles zum Besten leiten. Ruhig werde ich mich heute Abend aufs Lager werfen, denn ich weiß, daß ich auf den Schutz des Herrn und auf die Treue meiner Schweden bauen kann.“

Indessen war Swenn Kyle kaum aus dem blauen Adler getreten, als er sehr wohl einsah, daß der Wirth Recht gehabt, weshalb er eiligst um die Ecke bog und in eine dunkle, abgelegene Gasse trat.

Allein er glaubte sich auch hier nicht sicher und begab sich weiter, dem Wassergraben entlang, der die Stadt von der damaligen Vorstadt Södermalm trennte.

Denn in dieser Vorstadt wohnte der Freund, von welchem er dem Sohn gesagt hatte, daß er ihn in jedem Falle schützen würde. Doch — wie sollte er dorthin gelangen, nachdem er sich jetzt bereits so lange verzögert hatte?

Eine Weile ging er auf und ab, und kam immer mehr zu der Einsicht, daß es unmöglich sein würde, eher, als mit der Morgendämmerung, über die Zugbrücke zu gelangen. Und selbst dann würde es seine Schwierigkeiten haben, indem die Wache ihn ja anrufen und ihn fragen würde, wohin er wolle u. s. w.

Für den Augenblick befand er sich jedoch in einer stillen, volksleeren Gegend, und die Schanze und der Wall verliehen ihm einen Zufluchtsort, woselbst er, wenigstens so lange es finster war, ziemlich ungenirt verbleiben konnte.

Er benutzte die Zeit, um seinen langen Judenbart und desgleichen langen Rock anzulegen, welche Dinge ganz richtig im Ranzen steckten.

Bei dem Lampenscheine von einem Wachtthurme aus, lud er gleichfalls zwei Pistolen, die er darauf in seinen Ledergurt steckte.

Allein dieses Manöver war ihm zu großem Schaden, indem die Wache am Thurme — obgleich er sich gerade deshalb so sicher wähnte, weil diese im Lichte und er im Dunkeln stand — dessenungeachtet bemerkt hatte, daß irgend Jemand sich längs des Walles schleiche und mit irgend etwas beschäftigt sei.

Ein junger Lieutenant, der die Wache am Thurme und an der Zugbrücke führte, eilte allein den Wall hinab, um die verdächtigen Bewegungen zu untersuchen, und stieß gerade auf den alten Kyle, der in einer verzweifelten Stimmung war, weil er entfliehen müsse, ohne vorher irgend eine bestimmte Nachricht über seinen Sohn, den er verwundet hatte, einziehen zu können.

Jedenfalls beabsichtigte er, sich zu dem gelehrten Messenius zu begeben, der schon Rath wissen würde,

sowohl in Betreff eines Zufluchtsorts während der Nacht, als seiner Flucht am folgenden Tage wegen.

Dieser war der Freund, von welchem er dem Sohne gesagt hatte, ohne jedoch dessen Namen zu nennen.

„Hollah!“ rief der junge Befehlshaber der Wache. „Was machst Du hier, Jude?“

Der vermeintliche Jude wollte davonlaufen, aber der Krieger ergriff ihn an dem einen Arm.

Ein Schuß knallte und man hörte einen Schrei. Der junge Krieger fiel todt zu Boden und der Jude entfloh.

Allein im nächsten Augenblick war er von dem größten Theil der übrigen Wachtmannschaft eingeholt und umzingelt.

Da knallte ein zweiter Pistolenschuß, und die Wache hatte eine Leiche gefangen.

Zweites Kapitel.

Adam Sarosky.

Mehrere Wochen waren seit jenem Ereignisse auf dem Wege nach Blöckholm, bei welchem Adam Sarosky in die Schulter verwundet wurde, verstrichen.

Diese Wunde, obgleich nicht lebensgefährlich, hatte doch viele Schmerzen zur Folge gehabt und war noch nicht vollkommen geheilt.

Indessen hütete er doch seit lange nicht mehr das Bett, aber wenn er auch im Zimmer auf- und abgehen konnte, hatte er doch bis jetzt nicht vermocht, die steile Treppe hinunterzusteigen, die von seinem Zimmer im obern Stockwerke zu den Familienzimmern im Hause des Reichsrath Skytte führte.

Adam Sarosky war somit, obgleich wir uns im

Februarmonat befinden, noch immer reconvalescent, wie wir in der Sprache der jetzigen Zeit es nennen.

Wenn die sorgfältigste Pflege zu seiner Genesung hätte beitragen können, würde der edle Jüngling schon längst ganz hergestellt gewesen sein; aber die Genesung schritt nur langsam vorwärts und er trug noch immer den Arm in einer Binde.

Frau Maria, die strenge, aber exemplarische Hausmutter hatte Alles gethan, um die Schmerzen des Kranken zu lindern und mit wirklicher mütterlicher Sorgfalt und inniger Theilnahme sah sie immer selbst nach, ob der polnische Secretair, der, nach seiner großmüthigen Handlung, zehnfach in ihrer Gunst gestiegen war, gut und zweckmäßig gepflegt wurde. Auch Wendela hatte Alles gethan, was sie vermochte; allein dies Alles war doch so wenig. Zu dem Kranken selbst durfte sie nicht: es schickte sich nicht, und vergebens sann sie auf einen passenden Vorwand .... sie fand keinen solchen. Aber mit dem feinen Takt, der sich bei dem liebenden Weibe offenbart, errieth sie selbst in der Ferne alle Wünsche des Kranken. Die Haushaltung hatte sie noch nie so angesprochen, wie jetzt, und die wenigen Stunden, die sie in der Küche und der Speisekammer verbrachte, benutzte sie nun zum Theil dazu, dem Kranken eine Menge ausgesuchte Speisen und Leckerbissen zu senden.

Adam Sarosky fühlte eine lebhafte Dankbarkeit

bei der zärtlichen Sorgfalt, die ihm zu Theil ward. Allein sein Dankbarkeitsgefühl richtete sich nicht auf Wendela, indem er weit davon entfernt war, zu ahnen, daß das junge Mädchen irgend einen Antheil an der Sorgfalt habe, die er ihrer Mutter allein verdanken zu haben glaubte.

Wir sagten vorher, daß, wenn Güte, Zärtlichkeit und sorgfältige Pflege ihn hätte genesen machen können, würde er es weit schneller geworden sein. Allein Adam Sarosky's Seele war weit kränker, als sein äußerer Mensch, und wenn die Seele an tiefen Wunden leidet, dann heilen die des Körpers nur langsam.

Daß der Reichsrath seine eben so rasche, wie selbst aufopfernde That lobte, daß Frau Maria, in Folge ihres Charakters, aus lauter Wohlwollen ihn alle Augenblicke besuchte, und bald darüber brummte, daß es zu warm, bald darüber, daß es zu kalt im Zimmer sei u. s. w., daß die jungen Söhne des Reichsraths ihn sehr oft besuchten und ihm ihre brüderliche Theilnahme bezeugten; daß der König jeden Tag einen Boten sandte, um sich über seinen Gesundheitszustand zu erkundigen — dies Alles milderte zwar sein Leiden, allein es genügte doch nicht, um seine Genesung schneller herbeizuführen.

Der junge Mann grübelte unablässig über das Geschick seines Vaters nach. Er hatte allerdings nicht viele Gründe, diesen abenteuerlichen Alten zu lieben, der

ihm zwar das Leben gegeben, dagegen aber die vornehmsten Pflichten eines Vaters versäumt und vernachlässigt hatte. Allein, es war doch immer sein Vater und es konnte dem jungen Manne nicht gleichgiltig sein, ob der Alte, dessen fanatisches Verbrechen er verabscheute, ergriffen wurde und einer entehrenden Strafe unterliege, oder ob er den Händen der Gerechtigkeit entkomme.

Wenn die Thüre zum Krankenzimmer aufging und Jemand dort eintrat, fuhr Sarosky immer unwillkürlich bei dem Gedanken zusammen, man würde ihm erzählen, daß der Verbrecher, der den König habe erschießen wollen, ergriffen sei, eine Nachricht, die sonst Jeder willkommen heißen würde. Jedoch er erfuhr dergleichen nicht, obgleich der Reichsrath sehr wohl wußte, daß man den Verbrecher gefunden.

„Wenn mein Vater ergriffen wird,“ dachte der Kranke, „und man ihn zwingt, zu sagen, wer er ist, dann wird er vielleicht auch sagen, daß ich sein Sohn bin. Und alsdann....was steht mir dann bevor?.... Welche Entehrung, einen Verbrecher .... einen Königsmörder zum Vater zu haben! — Sind mir dadurch nicht alle Wege zur Auszeichnung und zukünftigem Glücke auf einmal versperrt? und dessenungeachtet, was ich gethan habe, um das drohende Unglück abzuwenden, wird doch das kleinste Kind mit Fingern auf mich zeigen und sagen: — Dort geht der Sohn des Königsmörders. —“

Zu diesen ängstlichen Phantasien des jungen Mannes gesellte sich noch ferner die tiefste Sehnsucht nach Anna. Sie war jetzt bereits zur Stadt zurückgekehrt, wenn sie auch noch nicht eigentlich in ihrer Familie weilte .... wie, wann und wo sollte er sie wiedersehen?

Die Königin hatte ganz richtig, wie Ebba Brahe erzählte, sich dahin entschlossen, Anna Skytte an ihrem Hofe anzustellen und sie sagte es Anna bereits, ehe sie Wadstena verließ. Das junge Mädchen hatte die gnädige Erlaubniß erhalten, das Weihnachtsfest im elterlichen Hause zu verbringen, wogegen ihr Hofdienst sofort mit dem neuen Jahre beginnen sollte.

Diejenigen, die Anna den Hof Christina's mit grellen Farben geschildert hatten, waren durchaus nicht im Unrecht gewesen, und mit Schrecken fand sie, daß die Erzählungen von der Unbilligkeit, dem Geiz und zornigen Charakter der verwitweten Königin bei weitem nicht übertrieben waren. Daß Anna, die ihrer Liebe wegen freiwillig und gern diesem Märtyrerthum entgegengegangen, Alles thun würde, um die Zuneigung und den Beifall der Königin zu erlangen, wird Jeder einsehen; allein — leider! .... alle Bemühungen in dieser Richtung scheiterten an den in Betreff ihrer selbst und ihrer Umgebung so übertriebenen Ansprüchen und der sonderbaren Inconsequenz der so unglücklich organisirten Königin.

Indessen hatte Anna doch die Freude, Karl Phi-

lipp täglich zu sehen und zu sprechen. Denn was der geliebte, jüngste Sohn, ihr Augapfel, ihr Liebling, in Allem that, fiel es der Königin nicht zu tadeln ein; und da er, einfach und natürlich-offen und gerade in seinem ganzen Wesen, sich nie den Anschein gab, als zeichne er irgend eine der jungen Hofdamen vor den andern aus, er sich im Gegentheil allen gegenüber gleich ungenirt und fröhlich zeigte, so fand Christina hierin keinen Grund zum Verdruß, um so weniger, weil es ihr nie einfiel, daß irgend eine dieser jungen Damen den dreisten Plan hegen konnte, ihre Schwiegertochter werden zu wollen.

Den ganzen Januarmonat hindurch war Anna am Hofe gewesen; im Februarmonat hatte sie keinen Dienst und kehrte deshalb nach dem elterlichen Hause zurück.

Während des ganzen Weihnachtsfestes war Adam Sarosky in dem Grade durch die erhaltene Wunde erkrankt, daß man mehrere Tage hindurch an seinem Aufkommen zweifelte. Er vermochte es nicht einmal, an Anna zu denken.

Allein jetzt war sie wieder im elterlichen Hause und er sollte sie nicht sehen, denn seine Genesung war noch nicht so weit gediehen, daß er mit der Familie Theil an dem Mittagstisch nehmen oder sich in die Wohnstube wagen konnte, indem er, seines kranken Armes wegen, den er noch in einer Binde trug, sich nicht so ankleiden konnte, wie die strenge Etiquette es erheischte.

Wenn er doch einen Zipfel von Anna gesehen!

.... ihre Stimme gehört hätte!... wenn er doch einen Gruß von ihr erhalten! .... Aber nein! .... Und doch wohnten sie unter demselben Dache.

Als sie noch durch lange Wege, durch Wälder und Wellen getrennt waren, schien die Trennung ihm doch natürlich, aber jetzt unter demselben Dache ....

Es war am Abende, in dem ersten Dämmerlicht desselben. Sarosky befand sich allein in seinem Krankenzimmer, wo er jetzt gar nicht mehr gedieh; er sehnte sich nach einer andern Luft und fühlte sich stark genug für einen solchen Wechsel. Er begab sich deshalb von seinem Zimmer durch das der jungen Söhne und von diesem wieder in ein gemeinschaftliches Zimmer, hinter welchem wiederum die Kammer Wendela's und Anna's sich befand.

Der Zufall wollte, daß die Thüre von dieser Kammer halb offen stand Es war jedoch überall in sämmtlichen Zimmern finster.

Sarosky lenkte unwillkürlich seine Schritte nach der Seite des großen Zimmers hin, wo die Thüre zu Anna's und Wendela's Kammer sich befand; als er sie aber offen sah, was etwas ganz Ungewöhnliches war, blieb er stehen und wollte sich gerade zurückziehen, wieder umkehren und das Zimmer wieder verlassen, das jetzt doch gerade für ihn etwas so Anziehendes besaß, als er aus der gleichfalls durch eine Thüre mit Anna's und Wendela's verbundenen Kammer Heldina's Stimme

ertönen hörte, und gleich darauf die beiden ältesten Töchter in ihre Kammer treten sah.

Nichts wäre richtiger gewesen, als wenn Sarosky sofort seine Anwesenheit zu erkennen gegeben, die jungen Damen angesprochen hätte und darauf in sein eignes Zimmer zurückgegangen wäre.

Allein das that er nicht, und er vermochte weder damals noch später sich selbst zu erklären, weshalb er so unedel handelte, sich hinter einen Bücherschrank zu stellen und zu lauschen. Genug, er that es und er machte sich auch später tausend Mal Vorwürfe wegen dieser Handlung.

Er mußte jedoch, jetzt, wo er einmal die Gelegenheit, sich zurückzuziehen, versäumt hatte, das Gespräch der beiden Geschwister zu Ende hören; denn, nachdem dasselbe begonnen war, konnte das Erkennengeben seiner Anwesenheit nur die Damen erschrecken und ihn selbst compromittiren.

Er hatte sich einzig und allein durch den Klang der Stimme der Geliebten zum Lauschen verlocken lassen; allein bald trat noch ein anderer Grund hinzu, der nämlich, daß man von ihm sprach, daß er seinen eignen Namen von so schönen Lippen aussprechen hörte.

Mag jeder Leser die Hand auf's Herz legen und sich fragen, ob er geblieben, wie Sarosky, oder sich entfernt haben würde.

Die Mädchen bemerkten vielleicht gar nicht, daß

die Thüre zum Lesezimmer angelehnt und nicht verschlossen war; oder wenn sie es bemerkten, legten sie weiter kein Gewicht darauf, weil ihre Brüder, wenn sie durch das große Zimmer gingen, ihre Anwesenheit genügend durch große Stiefeln und Sporen zu erkennen gaben und weil Niemand, außer den Unterrichtsstunden, sich im Zimmer aufzuhalten pflegte. An die Anwesenheit des Lehrers, der krank in seinem eigenen Zimmer lag, dachten sie gar nicht.

Drittes Kapitel.

Die beiden Schwestern.

Die jungen Mädchen nahmen sofort Platz auf dem im Zimmer befindlichen großen Bette; denn Sopha's waren damals noch nicht erfunden, und auf den unbequemen Stühlen einander gegenüber zu sitzen, wäre ja bei Weitem nicht so behaglich gewesen, als Hand in Hand gegen einander angelehnt, ein wenig frei aufzuathmen, was selten den Töchtern des Reichsraths geboten wurde.

Allein ihre Mutter war diesen Nachmittag ausgebeten und noch nicht zurückgekehrt, und die jungen Mädchen genossen dadurch auf einige Stunden wirklich die Freiheit.

„Sarosky!“ sagte Anna sehr eifrig, fast ehe sie Platz ergriffen hatte. „Höre ich jemals etwas Anderes von Dir, als Sarosky und immer wieder Sarosky!“

„Mache mir darüber keine Vorwürfe, beste Anna,“ erwiederte Wendela in einem bittenden Tone. „Du weißt doch selbst, wie schwer es ist, nicht von demjenigen zu reden, dessen Bild unsere ganze Seele erfüllt.“

„Aber, mein liebes Schwesterchen,“ erwiederte Anna, „es ist doch ganz und gar unsinnig.“

„Unsinnig! .... Und weshalb?“

„Ach, Wendela .... der junge Mann ist ja eine untergeordnete Person.“

„Untergeordnet! .... Er! .... mit diesem stolzen Aeußeren, diesem feinen Wesen, diesen tiefen Kenntnissen! .... Und wenn das Alles auch nicht wäre, die That, die er jetzt vollbracht und weshalb er nun leidet, dürfte genug sein, ihm die Hochachtung Aller zu erwerben, selbst derjenigen, die nur auf Reichthum und den leeren Prunk eints strahlenden Namens sehen.“

„Wer thut das?“ frug Anna betroffen.

„Du vor allen Dingen,“ antwortete Wendela. „Kenntnisse, Geist und Tugend sind in Deinen Augen nichts. Rang ist das Einzige, was Du schätzest. Ein Graf ist Dir nicht genug: es muß ein Fürst sein.“

„Jetzt bist Du nicht meine liebe Wendela,“ sprach Anna in einem milderen Tone. „Wenn Du es auch sagst, so kann es doch nicht Deine Ueberzeugung sein, daß ich deshalb nur Carl Philipp liebe.“

Der Lauscher, dessen Herz schon heftig klopfte, mußte sich jetzt in der That Gewalt anthun, um nicht

laut aufzuschreien, oder von seinem Platze aufzuspringen, als er hörte, daß Anna, die er anbetete, den Herzog von Södermanland liebte.

Er verhielt sich jedoch ruhig und unterdrückte jeden Ausbruch seiner Gefühle.

„Ich weiß aber doch eigentlich nicht, was ich von Deiner Fürstenliebe halten soll," antwortete Wendela. „In Deiner Stelle würde ich mich keinen Augenblick bedenken, Erik Leijonhufwud meine Hand zu reichen, was unsere lieben Eltern auch so sehr wünschen."

„Aber," sagte Anna, „wenn nun Herr Erik plötzlich seinen Sinn änderte und um Deine Hand anhielt, würdest Du dann Ja sagen?"

„Nein, gewiß nicht," antwortete Wendela.

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich aus meinem ganzen Herzen einen Andern liebe, und weil ich nur ein Herz besitze, das ich doch nicht theilen kann."

„Das kannst Du nicht?" sagte Anna, „und doch willst Du, daß ich es thun soll! Wendela, Du weißt, daß ich Karl Philipp geliebt habe, so lange ich mich zurück zu erinnern vermag. Wie sollte ich denn einem Andern meine Hand reichen können?"

„Zuletzt mußt Du es doch thun, beste Anna. Unsere Eltern werden es nicht erlauben, daß Du immer unvermählt bleibst, wenn man Dir so ehrenhafte Anerbieten macht, und Du kannst doch nicht ernstlich daran

denken, die Schwiegertochter der Königin, Herzogin von Södermanland zu werden?“

„Weshalb nicht, wenn Karl Philipp mich liebt? hat nicht Ebba Brahe daran gedacht, Königin zu werden?“

„Und hat sie nicht diesen eitlen Traum ausgeträumt? ... Und sie ist doch immer eine Brahe!“

„Glaube mir, Wendela, nicht der Königin wegen und auch nicht wegen des Unterschieds im Range hat Ebba Brahe plötzlich den Entschluß gefaßt, den König aufzugeben und de la Gardie ihre Hand zu reichen.“

„Weshalb denn?“

„Des flüchtigen Sinnes Gustav Adolphs wegen.“

„Welcher doch möglicherweise mehr auf Verleumdung, als auf Wirklichkeit beruht. Uebrigens, beste Anna: wer sagt Dir, daß sein Bruder weniger flüchtig sein würde, wenn er Dich zu seiner Verlobten erköre?“

„Ach, Wendela, mein Herz sagt mir, daß er mich immer lieben, wie ich auch ihn lieben und treu sein würde.“

„Ein Knabe, Anna! .... Wie kann man einen Knaben lieben?“

„Was sagst Du? .... Hüte Dich, Wendela! Ein Königssohn ist niemals Knabe.“

„So? .... So hochmüthig bist Du schon geworden?“ sagte Wendela lächelnd.

„Nein," antwortete Anna, „allein weshalb nennst Du ihn einen Knaben? er ist ja, wie ich, siebzehn Jahre."

„Das gerade ist es, Anna, was mir nicht zusagt. Ein Mann muß mehrere Jahre älter, als die Frau, sein. Du weißt, wie weit früher das Weib blüht, aber auch, wie weit früher es verblüht, als der Mann."

„Das ist ein alter, verbrauchter Satz, mein liebes Schwesterlein. Glaubst Du, daß die Liebe, die Gott ist, und Gott, welcher die Liebe ist, auf Alter und Blüthe sieht? .... Wenn zwei Seelen eins geworden, dann schwinden die engen Grenzen der Zeit und des Raumes."

„Ein schöner Gedanke, meine liebe, ältere Schwester. Ich beklage nur, daß er nicht viel neuer ist, als der Satz, den ich soeben' sagte. Doch — lassen wir das .... sage mir aufrichtig, ob Dein Prinz Dir jemals eine Liebeserklärung gemacht hat?"

„Nein, das hat er allerdings nicht; aber wozu auch? .... Weiß ich doch so wie so, daß er mich liebt!"

„Nun gut .... allein, wie weißt Du das?"

„Wie kannst Du so fragen, Wendela, Du liebst ja selbst? .... Hat denn vielleicht Dein Herr Secretair Dir seine zärtlichen Gefühle gestanden?"

„Du bist bitter, Anna, und ich würde wahrhaftig böse werden, wenn Du nicht meine eigene, liebe Schwester wärst."

„Habe Dank, Wendela, für das Wort," rief

Anna, und fiel Wendela um den Hals und küßte sie. „Ich will Dich nicht beleidigen, oder den edlen, jungen Mann verhöhnen, der unser Beider Lehrer ist und den ich hochschätze. Auch ist es nicht Verachtung seiner bürgerlichen Geburt, oder seiner Mittellosigkeit, weshalb ich es versuche, Dir diese Thorheit auszureden."

„Anna, ich kann es nicht. Eher würde ich das Herz aus meiner Brust reißen, als das Bild dieses edlen Mannes daraus verdrängen können."

„Aber, meine beste Wendela, so besinne Dich doch! Was wird wohl die Folge von dieser Neigung werden?"

„Die Folge? .... Ich habe mir keine Folgen gedacht. Aus ganzer Seele dem edlen Sarosky, diesem Manne, zu gehören, den die Natur selbst geadelt, so daß die Menschen es nicht zu thun brauchen .... Immer an ihn zu denken .... Zu Gott für sein Wohl zu beten — das, Anna, ist Alles, was ich mir gedacht habe: weiter gar nichts ...."

„Aber, Wendela, so kann es doch nicht immer bleiben. Einmal wird unser Vater auch Deine Hand vergeben wollen. Was wirst Du dann sagen?"

„Daß ich Sarosky liebe!"

„Und glaubst Du, ein solches Geständniß wird wohl aufgenommen werden?"

„Ja, das glaube ich, denn auch unser Vater ist ursprünglich bürgerlicher Herkunft."

„Allein jetzt ist er doch ein vornehmer Mann."

„So vornehm kann auch mein geliebter Pole werden. Glaubst Du wohl, Anna, daß der König seine aufopfernde, edle That unbelohnt lassen wird? .... O, gewiß nicht! Gustav Adolph weiß zu belohnen und ich sehe schon meinen geliebten Adam auf einem ganz andern Platze, als dem, welchen er jetzt einnimmt. Mit seinen Kenntnissen, seiner Begeisterung, seiner Liebe zu Schweden und Schwedens König, in Verbindung mit der Dankbarkeit, die Gustav Adolph ihm schuldet, werden nicht viele Jahre verstreichen, bis ich mit Stolz der ganzen Welt gegenüber meine Hand in die seinige legen kann."

„Du hast vollauf von schönen Farben und ich wünsche Dir Glück, Wendela, zu allen Deinen Träumen. Doch — das Wichtigste: weißt Du auch, ob Sarosky Dich liebt?"

Wendela staunte bei dieser Frage.

„Ja, wohl," sagte sie langsam.

„Hat er es Dir gesagt?"

„Nein, Anna, nie."

„Aber, wie weißt Du es denn?"

„Liebe Schwester," sagte Wendela und betonte ihre Worte scharf, „ich muß hier dieselbe Antwort geben, wie Du, als die Rede vom Herzog war: wozu braucht er das wohl zu sagen? . . . . Weiß ich es doch so wie so."

Anna konnte hierauf keine Antwort finden, und

einige Minuten saßen die beiden Schwestern schweigend nebeneinander, jede von ihnen in ihre eigenen Gedanken versunken.

Und wie war wohl dem jungen Mann zu Muthe, der ihr vertrautes Gespräch angehört?“

Anna, die er liebte, die er anbetete, gehörte mit ihrem ganzen Herzen einem Andern an, und Wendela, an die er nie gedacht, sie liebte ihn!

Anna hatte ihn zwar lieb als Lehrer und schätzte ihn als Mensch, allein sie verachtete seine geringe, unbedeutende Stellung, und die Huldigung seines reinen, rechtschaffenen Herzens würde sie nie annehmen.

Wendela dagegen, das liebliche sechzehnjährige Kind, hatte ihn schon lange im Stillen geliebt und war bereit, der ganzen Welt seinetwegen zu trotzen.

Sonderbares Geschick! Weshalb fand das Gegentheil nicht statt?

Indem er sich selbst diese Frage vorlegte, senkte er seinen Kopf auf die Brust und ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihm.

„Was war das?“ riefen plötzlich die beiden Mädchen und drückten sich ängstlich die Hände.

„Es war mir,“ sagte Wendela, „als hörte ich einen Seufzer.“

Adam Sarosky's Herz klopfte fast laut. Sie konnten ja in den Saal treten, dort umhertappen und ihn hinter der Thüre finden. Alsdann, o wie schreck=

lich! .... Was sollte er sagen? .... Welche Entschuldigung sollte er erfinden?

„Ja, es war ganz gewiß ein Seufzer,“ sagte nun Anna.

„Ob es hier wohl spukt?“ flüsterte Wendela und drückte sich näher an die Schwester.

„Gott weiß es,“ antwortete diese, gleichfalls erschrocken. „Hier ist es so finster.... Mir ist entsetzlich bange.“

„Der Seufzer kam deutlich vom Saale her,“ erwiederte Wendela. „Wer hat wohl die Thüre aufgemacht? .... Wollen wir nicht nachsehen, was es sein mag?“

„Nachsehen? .... Woran denkst Du? Es ist ja ganz finster. Wie werden wir Licht bekommen?“

Sarosky zitterte und kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Und doch wagte er nicht, über den Saal in die andern Zimmer zu gehen, aus Furcht, in der Finsterniß gegen irgend ein Meubles anzustoßen und dadurch noch mehr Lärm zu verursachen.

In diesem Augenblick ging die Thüre, die vom Corridor in die Kammer der beiden Töchter führte, auf, und es wurde plötzlich hell.

Es war ein Diener, der einen Armleuchter mit zwei flammenden Wachslichtern trug.

„Die gnädige Frau ist nach Hause gekehrt,“ sagte der Diener, „und hat mir befohlen, Ihnen zu sagen,

Jungfrau Anna und Jungfrau Wendela, Sie möchten sofort hinunterkommen."

Augenblicklich gehorchten die beiden Töchter diesem Rufe. Der junge Mann wurde aus seiner peinlichen Lage befreit.

Viertes Kapitel.

Der König und sein Retter.

Die zwei ersten Monate des Jahres **1618** waren verstrichen. Es war noch immer ein strenger Winter und eine dicke Eisdecke, ungeheure Schneemassen hielten noch immer die Natur umfangen und erlaubten den Kriegern, noch immer unter dem heimathlichen Dache zu verweilen. Wie Vielen war dies nicht ein Trost; aber dem jungen Schwedenkönig brachte es nur Kummer und Mißmuth. Er wäre gern von dem heimathlichen Heerde geeilt, wo jeder Tag, jede Stunde ihm eine Plage war, und doch hatte er jetzt, von seinen hohen Pflichten zurückgehalten, nicht einmal einen Scheingrund, um zu entfliehen und seinen Kummer hinter dem Wirbel der Trommeln und den Tönen der Kriegstrompeten

zu verbergen. Wie die Gewässer vom Eise, so war Gustav Adolph von der Nothwendigkeit gefesselt.

Und wo wäre wohl der Mensch auf dem Throne, oder in der Hütte zu finden, in dessen Ohr nicht die Stimme der Nothwendigkeit unzählige Male gerufen: es muß so sein; Worte, so unwiderruflich, daß keine Thräne einen Buchstaben von ihm zu vertilgen vermag.

Gerade daran dachte Gustav Adolph eines Vormittags der letzten Tage des Februars, als er auf und ab in einem großen Zimmer des Stockholmer Schlosses ging, dessen Decke hoch und gewölbt, die Fenster schmal und rund mit tiefen Nieschen, die Wände in Stuckatur und der Fußboden mit Marmor in Rosen und Sternen und dergleichen Figuren ausgelegt war.

Der kalte, glatte Fußboden wiederhallte bei jedem Tritt, den der junge König mit seinen großen Stiefeln und klingenden Sporen that.

„Es ist vorbei! . . . Unwiderruflich,“ seufzte er und strich mit der Hand durch die langen, hellen Locken. „Ihr Entschluß ist fest . . . und auch der meinige! Ich kann sie nicht mehr bitten . . . und will es auch nicht mehr . . . Margaretha,“ fuhr er nach einer Pause fort, Du schöne, verlockende Armida, die Du mich mit Deinem Zaubernetze umspanntest, und mir das Herz Ebba Brahe's raubtest . . . das reinste, das stolzeste Herz, das je in dem Busen eines Weibes geschlagen hat! . . .

Ich sollte Dich hassen, verachten, verfolgen ... Doch — ich vermag es nicht, denn Du warst Weib und ich ... ich war König! ... Ebba! Ebba! Du Zwillingsschwester meiner Seele! ... Du Himmel meiner Kindheit, Traum meiner Jugend! ... Das Kind liebte Dich bereits, ehe es noch wußte, was Liebe sei; der Jüngling liebte Dich mit dem ganzen Feuer seines Herzens und doch sollst Du den Mann nicht beglücken. Nicht gegen Deine Brust soll er seinen Kopf lehnen ... nicht in Deinem Auge soll er den Beifall seiner Handlungen lesen. Nicht von Deinen süßen Lippen soll er den Nektar schlürfen, der nach Kampf und Mühe labt! — Ein Anderer soll Dich besitzen! ... O, dieser Gedanke könnte mich wahnsinnig machen; und doch muß ich klug sein, denn Gott hat mich an die Spitze von Millionen gestellt. — Der Purpur ist eine schwere Last ... allein die Reue ist doch noch schwerer. Und ich ... auf mir lastet Beides. — Weshalb vergaß ich den reinen Trank der Götter, um den Giftbecher zu leeren, der mir geboten wurde? ... O, ich verdiene es, aus dem Paradies meines Glückes ausgejagt zu sein! Ich bin es ja bereits ... Und Jakob de la Gardie ist der Cherub mit dem flammenden Schwerte — und ich muß ruhig sein, muß lächelnd einherschreiten ... muß selbst dabei sein, wenn sie zum Altar geht und einem Andern Treue schwört! ... O, es ist zu viel! — Meine Mutter und die hartnäckigen Stände

haben gesiegt . . . Sie hätten doch einmal siegen müssen; ich sehe es wohl ein. Daß sie selbst aber . . . Ihr Blick war ohne Thränen, und ihre Stimme zitterte nicht, als sie mir sagte: wir müssen uns trennen. — Müssen! . . . müssen! . . . Stolze, unversöhnliche Ebba! . . . O, daß der Märzmonat zu Ende wäre und ich mein schnaubendes Kampfroß besteigen und mit Schwert und Lanze weit, weit über Land und Meer dahinfliegen könnte! . . . Denn nur der Donner der Kanonen vermag die Klagen meines Herzens zu übertäuben; nur auf dem Schlachtfelde werde ich Zerstreuung . . . nur dort werde ich Ruhe finden."

Hier wurde der König in seinem Monolog von einem Leibknecht unterbrochen, welcher in's Zimmer trat, mit der Meldung, daß der junge Pole, auf Befehl Sr. Majestät, im Vorzimmer harre.

„Führe ihn hier herein!" befahl der König.

Kaum hatte der Monarch den vorhergehenden Ausdruck seiner Gesichtszüge in einen andern umgewandelt, als Adam Sarosky vor ihm stand.

Sarosky verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

Gustav Adolph ging ihm herzlich und offen entgegen und reichte ihm seine Hand, welche der junge Fremde an seine Lippen führte.

„Sei mir willkommen, Sarosky," sagte er. „Wie befindest Du Dich jetzt?"

„Sehr wohl, Majestät," antwortete dieser, sich nochmals verbeugend.

„Und die Schmerzen, die Du meinetwegen ausgestanden hast — haben sie Dich ganz verlassen?"

„Vollkommen, gnädigster Herr."

„Das freut mich zu hören, denn bei Gott, es wäre schade gewesen, wenn Du gestorben wärest. Schweden braucht viele solche Männer, wie Du."

„Ich hoffe, Majestät, es besitzt auch solcher viele, und zwar bessere, als ich bin."

„Schweden ist ein gutes Land," sagte der König, „und seine Bewohner sind ein edles und tapferes Volk. Doch davon wollte ich nicht mit Dir reden. Junger Fremdling, ich habe Dich rufen lassen, um allein unter vier Augen mit Dir zu reden. Du hast mein Leben gerettet, indem Du Dein eigenes auf's Spiel setztest. Der Himmel hat es gewollt, daß Deine Jugend diesmal über den drohenden Tod siegen sollte; an mir, als Mensch ist es jetzt, Dir meinen Dank auszusprechen, und als König Dich zu belohnen."

„Majestät!" antwortete der junge Mann tiefgerührt, und die Wahrheit sprach aus seinem offenen Blicke, „ich bin vollständig durch das Gelingen meiner Handlung belohnt."

„Nicht so, mein edler Sarosky; Dir kann das Bewußtsein Deiner That genügen; mir aber ist es ein Bedürfniß, daß ich versuche, Deine Selbstaufopferung

womöglich zu vergelten. Von König Gustav Adolph darf Niemand, dessen Schuldner er geworden ist, ohne Belohnung für treue Dienste scheiden. Auch Dich will ich belohnen. Aber erst mußt Du mir den Zusammenhang jenes Mordversuchs erzählen."

„Majestät, ich hatte Kenntniß davon erhalten und dadurch zugleich die Gelegenheit, das theure Leben Ew. Majestät zu retten."

„Ja, ja; aber wer war der Thäter?"

„Ew. Majestät, möge die einzige Belohnung, die Sie mir in Gnade zukommen lassen, die sein, daß ich den Namen des Unglücklichen verschweigen kann."

„Sonderbar! . . . Du willst seinen Namen nicht nennen?"

„Nein, Majestät."

„Nicht? . . . Vielleicht war er ein naher Anverwandter von Dir, Sarosky?"

„Ja, leider."

„Du kannst mir wenigstens sagen, ob er Jude war?"

Sarosky erstaunte bei dieser Frage, faßte sich jedoch bald und antwortete:

„Nein, Jude war er nicht, und auch ich bin kein Jude."

„Allein er trug doch die Tracht der polnischen Juden," meinte der König und fixirte den jungen Mann.

Dieser erblaßte und frug unbesonnen:

„Wie wissen Ew. Majestät? . . .“

Er hielt plötzlich inne.

„Ich weiß,“ fuhr Gustav Adolph fort, „daß ein alter, kleiner Mann, mit grauem Haar und grauem Bart, allein mit einem langen, falschen, schwarzen Bart und in der Tracht eines polnischen Judens, von der Wache an dem Thurme zwischen Blöckholm und der Mönchsgasse angehalten worden, nachdem er doch erst den Befehlshaber der Wache, einen jungen, siebzehnjährigen Mann, niedergeschossen hatte, daß er aber, sobald er sich überwältigt sah, plötzlich sich selbst durch einen Pistolenschuß tödtete.“

„O, mein Gott!“ rief Sarosky bestürzt, indem er erblaßte und sich vor die Stirn schlug.

„Du kanntest ihn?“ frug der König.

„Ja,“ stammelte Sarosky leichenblaß.

„Er war also der Mörder?“ frug der König weiter.

„Ja! . . . ja! . . .“ antwortete Sarosky und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten.

Der König ergriff seinen Arm und zwang ihn, Platz auf einem Stuhle zu ergreifen, indem er sich selbst ihm gegenüber auf einem andern niederließ.

Der junge Mann erhob sich sofort wieder, allein der König drückte ihn auf den Sitz zurück.

„Du bist noch schwach nach der Krankheit,“ sagte

er, „und die starke Gemüthsbewegung macht Dich noch schwächer. Bleibe deshalb sitzen und laß uns wie Freunde miteinander reden.“

Sarosky senkte sein Haupt und schwieg.

Der König betrachtete ihn einige Secunden.

„Sarosky,“ sagte er endlich, „willst Du mir eine Frage aufrichtig beantworten?“

„Ja, Majestät . . . Wenn es mir möglich ist.“

„Du kannst es. Jeder Mensch kann die Wahrheit reden. Höre mich, junger Fremdling: derjenige, der als polnischer Jude verkleidet war, der den Offizier und endlich sich selbst erschoß, war Dein Vater?“

Sarosky besann sich einige Augenblicke; endlich sagte er:

„Ja, Majestät, er war in der That mein Vater.“

„Und wer war er denn eigentlich?“ frug der König, „und weshalb trachtete er mir nach dem Leben?“

Da erhob der junge Mann sich und erzählte in wenigen Worten, mit der Wahrheit übereinstimmend, nicht allein, wer sein Vater gewesen, sondern auch die Veranlassung seiner fanatischen Handlung. Der König hörte ihn freundlich an.

„Du heißt also nicht Sarosky?“ sagte Gustav Adolph.

„Nein, Majestät, der Name ist ein geliehener.“

„Allein weshalb behieltest Du nicht Deinen eigenen Namen?“

„Wie ich mir bereits die Freiheit nahm, Ew. Majestät zu sagen, wagte ich es nicht, meines Vaters wegen, hier unter meinem rechten Namen aufzutreten; er zürnte mir so wie so, als er erfuhr, daß ich mich in Schweden aufhielt.“

„Allein nun mußt Du doch den Namen Kyle wieder annehmen.“

„Erst dann, Majestät, wenn ich durch Tapferkeit und große Thaten jeden Fleck von diesem Namen vertilgt haben werde.“

„Es scheint mir, daß dies schon durch Deine That geschehen.“

„Allein wenn ich mich Kyle nennen würde,“ erwiederte der Jüngling, „dann würde doch Jeder darnach fragen, wer aus dieser alten Familie mein Vater gewesen und weshalb ich unter einem fremden Namen aufgetreten bin. Und das Verbrechen meines Vaters würde mir ein ewiger Schandfleck sein.“

„Dem,“ sagte der König, „werde ich abzuhelfen wissen. Niemand ist es, trotz allen Nachforschungen, geglückt, zu entdecken, wer der Unglückliche war, der sich selbst tödtete, und wenn ich es auch jetzt weiß, Niemand soll es von mir erfahren; ich werde ewig schweigen, davon kannst Du überzeugt sein, und nie werde ich sagen, wer mein Feind war. Du kannst Dich also offen wie-

der Kyle nennen und Niemand wird Dir sagen können, daß es eine Schande ist, diesen Namen zu tragen."

„Mein edler, großer König!" rief der junge Mann, und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Und jetzt," fuhr Gustav Adolph fort, indem er die Hand auf Sarosky's Schultern legte, „jetzt, nachdem Du mir Alles offen eingestanden hast, und Dein Geständniß Dich noch höher in meinen Augen gestellt hat, sage ich Dir, daß Du nicht aus diesem Zimmer kommst, bis Du Dir eine Gnade von mir ausgebeten hast, denn eine solche Schuld der Dankbarkeit, wie die meinige zu Dir, würde sonst zu schwer auf mir lasten."

Nun warf Sarosky, oder Kyle, sich dem Könige zu Füßen und rief:

„Dann lassen Sie mich Soldat in der schwedischen Armee sein! Erlauben Sie, Majestät, daß ich unter Ihrem Banner kämpfe!"

„Du?" rief der König erstaunt.

„Darf ich," fuhr der junge Mann fort, „darf ich sofort in den Kriegsdienst eintreten?"

„Herr Skytte hat mir doch gesagt, daß Du eine schwache Brust hast und dadurch nicht zum Kriegsdienste fähig bist."

„O," antwortete Kyle, „das ist nur eine Erfindung von mir, denn sonst hätte mein Vater, welcher Sigismund aus ganzem Herzen ergeben war, mich gezwungen, die polnische Uniform und Waffen gegen mein

geliebtes Vaterland zu tragen, als welches ich immer Schweden betrachtet habe. Um dem zuvorzukommen, habe ich schon von meiner frühesten Jugend auf über eine schwache Brust geklagt."

„Und Deine Brust ist nicht krank?"

„Nicht im Geringsten, Gott sei Dank!"

„Nun, dann ernenne ich Dich hiermit zum Fähndrich. Es ist zwar ein geringer Offiziersrang, wenn Du aber tapfer bist, wirst Du bald steigen können. In Zeiten, wie den jetzigen, steigt man leicht auf der militairischen Laufbahn. Ich würde Dich öffentlich in den schwedischen Adel aufnehmen und Dich zum Ritter schlagen, wenn Du es nicht bereits wärest. Allein den Namen Kyle mußt Du wieder annehmen; es ist nothwendig, Deines fernern Steigens in der schwedischen Armee wegen. Weshalb Du diesen Namen einst abgelegt, und ihn jetzt wieder annimmst, darüber bist Du Niemandem Rechenschaft schuldig. Dein König ist Dein Vertrauter, das mag genug sein."

Tiefgerührt und mit den wärmsten und ehrfurchtvollsten Danksagungen verließ der Fähndrich Kyle im nächsten Augenblicke den König.

„Es war also der Sohn seines Bruders, den der alte Kyle bei der Wache erschoß?" sagte der edle Monarch, als er allein war. „Es war ein Glück, daß ich den Namen Kyle nicht nannte, als ich von dem jungen Offizier sprach, der auf seinem Posten erschossen

wurde. Es lastet Kummer genug auf meinem edlen Retter, als daß er noch erfahren sollte, daß sein Vater, wenn auch nicht absichtlich, seinen jungen, vielversprechenden Neffen ermordet hat. Er soll es nie erfahren — wenigstens nicht von mir."

Fünftes Kapitel.

Der Erbe.

Als Adam Sarosky, jetzt Hans Kyle, den König verließ und wieder aus dem Schlosse trat, befand er sich in einer natürlichen Aufregung, die durch die verschiedenartigen Eindrücke und Gefühle hervorgerufen war, die in einer so kurzen Zeit auf ihn eingeströmt waren.

Anstatt sich wieder in's Skytte'sche Haus zu begeben, lenkte er unwillkürlich seine Schritte in ein ödes, damals noch zum Theil unbebautes Quartier der Hauptstadt. Er betrat dabei zufällig den jetzt so genannten Blasiiholm und befand sich bald einem großen, dort gelegenen, aristokratischen Hause gegenüber, auf welches er jedoch, aus seinen inneren Betrachtungen heraus, nur einen flüchtigen Blick warf.

Was jedoch am häufigsten in seiner Seele empor=

tauchte und alsdann alle anderen Gedanken zurückdrängte, war das Gespräch, welches er zwischen den beiden Töchtern des Reichsraths gehört hatte. Anna liebte ihn nicht . . . Er war ihr weiter nichts, als der Lehrer, den sie zwar als solchen verehrte, dem aber seine Mühe von ihrem Vater vergolten wurde. Jetzt hätte doch Alles ganz anders werden können. Er konnte jetzt seinen alten, adlichen Rang geltend machen, und wenn er auch weiter nichts, als denselben, besaß, so stand er doch in der öffentlichen Meinung jetzt fast über Anna, deren Vater erst kürzlich in den Adelstand erhoben worden war. Außerdem hoffte er, auf dem Felde der Ehre entweder zu steigen, oder den Tod zu finden. Allein Anna liebte ihn nicht . . . und wenn auch ihre Hoffnungen auf Herzog Karl Philipp nie in Erfüllung gehen würden, so war doch seine Hoffnung auf ihre Liebe für immer dahin.

Wendela liebte ihn zwar . . . innig, warm und schwärmerisch, wie man in seinem sechzehnten Jahre liebt . . . Allein Wendela war nicht Anna, und es ist nicht gleichgiltig, ob man die eine Schwester liebt, und die andere zur Gattin erhält.

Endlich besann der Grübler sich so viel, daß er die einbrechende Abendämmerung und seine weite Entfernung von der Stadt bemerkte.

In diesem Augenblick befand er sich auf der Landstraße, und mehrere Wanderer schritten eiligst an ihm

vorüber, um die Stadt noch vor der einbrechenden Nacht zu erreichen.

Er versank jedoch bald wieder in seine Träumereien und ging unwillkürlich weiter, als zwei Bauersfrauen, die an ihm vorübergingen, ihn plötzlich erweckten.

„Du gehst so langsam," sagte die eine. „Der alte Kyle wird längst begraben sein, ehe wir den Kirchhof erreichen."

Die beiden Frauen beeilten ihre Schritte und Hans Kyle, der sich unwillkürlich bei ihren Worten umgedreht hatte, beschleunigte nun auch die seinigen, und folgte hinter den beiden Frauen einher.

„Kyle! Der alte Kyle," hatten die Frauen gesagt. „Sollte das sein Onkel sein?"

Er wußte sehr wohl, daß ein älterer Bruder seines Vaters in Schweden lebe und zwar sehr reich, indem er die sämmtlichen Güter der Familie inne hatte; allein er wußte auch, daß der alte Mann nie nach Stockholm kam, sondern auf seinen Gütern lebte — wie sollte er dann in der Hauptstadt begraben werden. Sonst wußte der junge Fremdling nichts weiter von seinem Onkel, als daß dieser Witwer sei, und einen einzigen Sohn besäße.

Ohne eigentlich zu wissen, weshalb, war er umgekehrt und den beiden Frauen nachgeeilt. Er bemerkte es kaum selbst, bis er wieder in der Nähe der Stadt

war und er sich plötzlich selbst die Frage vorlegte: „Wohin gehe ich?“

„Um dem Leichenzuge meines Onkels beizuwohnen,“ beantwortete er selbst seine Frage; denn seinem Wissen nach gab es in ganz Schweden, ja in der ganzen Welt keinen Andern, dem man den Namen „der alte Kyle“ hätte beilegen können, namentlich jetzt nicht, nachdem sein Vater eben so plötzlich, wie unglücklich und schauderhaft, seine Tage geendet hatte.

Und der Gedanke an den Vater ergriff ihn wieder heftig; denn er besann sich, daß keine geweihte Erde ihn bedecken dürfe, daß sein Körper vielleicht am Galgen aufgehangen, den Raubvögeln preisgegeben, oder wenigstens vom Henker auf dem Richtplatz verscharrt worden wäre. Das Letztere sei ja das Loos des Selbstmörders, das Erstere, das des Königsmörders.

Und doch! ... Man wußte ja nicht, daß derselbe, der von der Wache ergriffen und sich erschossen hatte, zugleich derjenige sei, der den König hatte ermorden wollen. Man errieth es nur.

Der unglückliche Sohn beeilte seine Schritte.

„Mögen sie es auch nie erfahren, daß er Kyle hieß,“ sprach er vor sich hin! ... „Der König weiß es ... aber Gustav Adolph wird ein Geheimniß nicht verrathen, das er zu bewahren versprochen hat.“

Bald stand er auf dem Blasiiholm vor demselben großen Hause, welches er einige Stunden vorher so

flüchtig betrachtet hatte, dessen Fenster jetzt einen hellen Schein auf den Platz warfen, und vor welchem jetzt Männer mit Fackeln auf- und abgingen. Um das Haus herum hatte sich eine große, neugierige Menge versammelt.

Mit einem, ihm selbst unerklärlichen Gefühle mischte der junge Kyle sich unter die Volksmenge.

Hier, bevor der Leichenzug aus dem Hause trat, erfuhr er durch das Gerede der Menschen, daß sein Vater, bevor er sich selbst erschossen, gleichfalls den Sohn seines eigenen Bruders, den jungen Offizier der Wache, durch einen Pistolenschuß niedergestreckt; daß sein ihm unbekannter Onkel, auf die Nachricht davon, nach Stockholm gekommen, daß das Haus, welches vor ihm lag, ihm gehöre, und daß der alte, schwache Mann, nachdem er den einzigen Sohn zur Gruft begleitet, plötzlich selbst gestorben sei.

Er hörte auch manchen Fluch und manche entstellte, weit von der Wahrheit abweichende Aeußerung, sowohl über seinen unglücklichen Vater, wie über sich selbst, über die Rettung des Königs, sowie er auch hier erfuhr, daß er jetzt der einzige Erbe der sämmtlichen Familiengüter sei.

Es schien ihm jedoch unmöglich, jemals diese Güter in Besitz zu nehmen, die ihm in solcher Weise anheimgefallen seien. Er wünschte, er könne wieder in seine frühere, unbekannte Stellung zurücktreten, damit Nie-

mand zu ihm herankäme, um ihm Reichthum und weltlichen Glanz zu bringen. Endlich trat der Leichenzug aus dem Hause; aber Hans Kyle vermochte ihn nicht mitanzusehen, er wandte sich schnell ab und eilte mit so hurtigen Schritten, wie es wegen der dichtgedrängten Menschenmasse möglich war, voll Schrecken und Qualen durch mehrere Straßen, bis er endlich, fast ganz erschöpft, vor dem Hause des Reichsraths Skytte in der Tynnebinder-Gasse stehen blieb.

Der Thorwächter des Hauses, der bei seinem heftigen Klingen eiligst heraustrat, beleuchtete sein blasses Antlitz mit seiner Laterne und sagte:

„Gott und alle Heilige bewahre uns, wie sehen Sie verstört aus!... Wo sind Sie den ganzen Tag gewesen? ... Alle haben sich geängstigt, und selbst der Reichsrath und die Herren Söhne und Jungfrauentöchter haben mich wiederholt nach Ihnen gefragt... Wo Sie wohl seien. ... Ob Sie noch nicht nach Hause gekehrt ...“

Aber der alte, rechtschaffene Thorwächter, der, während er sprach, sich zugleich damit beschäftigte, das Thor wieder zu verschließen, bemerkte nicht, daß er zu den kalten Mauern sprach. Als er sich endlich umdrehte, war der bleiche Handschreiber verschwunden und befand sich schon zwei Treppen hoch in seinem Zimmer, ehe noch der Alte kopfschüttelnd seine Thorkammer erreicht hatte.

Hans Kyle warf sich hier auf sein Bett und ver-

sank wieder in Betrachtungen. Der König und die Gnade, welche dieser ihm erzeigt . . . Anna und ihre Gleichgiltigkeit gegen ihn . . . Wendela's Liebe, der Name Kyle, den er bei seiner Ernennung zum Fähndrich wieder hatte annehmen müssen . . . Der bevorstehende Abschied von der liebenswürdigen Familie, die ihm eine neue Heimath bereitet hatte . . . Die Freude darüber, daß er jetzt eine Stellung einnehmen würde, die mehr mit seiner Neigung übereinstimmte . . . Die sichere Hoffnung, sein Glück unter dem Banner des Königs und unter seinen Augen kämpfend zu machen . . . Die Gewißheit, der rechtmäßige Erbe eines großen Vermögens zu sein, dessen Besitz weder göttliche, noch menschliche Gesetze ihm streitig machen konnten, dessen Besitzergreifen sein eigenes Gewissen und seine strengen Begriffe vom Recht ihm verboten — Dies Alles und noch mehr ging ihm im Kopfe herum, und rief dort einen Wirrwarr der Gedanken hervor, daß es ihm vor den Ohren klang, und daß die Pulse seiner Schläfe heftig klopften.

Es war ihm in dieser Gemüthsstimmung unmöglich, die Familie des Reichsraths in dem allgemeinen Versammlungszimmer aufzusuchen, und wenn er auch seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte, fühlte er doch weder Hunger noch Durst.

Sechstes Kapitel.

Im Hause des Reichsrath Skytte.

Der alte Thorwächter, der seinen Posten nie so weit verließ, daß er die Treppen hinanstieg, stellte sich an sein kleines Fenster im Thorwege, damit er baldigst irgend Jemand von der Bedienung des Hauses erhasche.

Es dauerte auch nicht lange, als er ein Kammermädchen erblickte, welches über die weit ausgedehnte, jetzt erhellte Flur hüpfte, und zwar singend, so daß die hohe Wölbung davon wiederhallte.

Der Alte steckte den Kopf durchs Fenster, rief das junge Mädchen an sich heran und bat sie, ihre Jungfrauen davon zu benachrichtigen, daß der Handschreiber Herr Sarosky, welchem Alle so sehr nachgefragt hatten, jetzt nach Hause gekommen sei, daß er aber blaß wie eine Leiche sei.

Das Kammermädchen warf schnippisch den Kopf in die Höhe und hüpfte weiter, noch immer dasselbe Lied trillernd. Je näher sie jedoch der Treppe kam, welche in die Wohnzimmer führte, je weniger vorlaut wurde sie, und endlich verstummte sie ganz und gar, denn Frau Maria Skytte, geb. Naef, erlaubte kein anderes Lärmen, als was sie selbst machte, und liebte durchaus nicht, daß irgend eine andere Stimme, als ihre eigne, sich zu sehr erhob.

Die kleine, hübsche, rothwangige Barbro, das Kammermädchen der Jungfrau Anna und Wendela, stellte also ihren Gesang ein, begann jedoch anstatt dessen, weil sie siebzehn Jahr alt war, fröhlich und von Jugendlust und Muth überströmte, die Treppen dermaaßen hinan zu springen, daß sie zwei, drei Stufen auf einmal nahm.

Als sie in solcher Weise die Hälfte der Treppe erstiegen hatte, begegnete ihr der junge Herr Johann Skytte, der älteste Sohn des Hauses, der große Schachspieler, der sich, noch immer voll Sehnsucht nach dem Frühling und dem Kriege, im Hause und in der Stadt umhertrieb, nachdem seine Wunden geheilt waren.

Dem jungen Herrn schien Barbara recht hübsch zu sein, wie sie dahinhüpfte in ihren mit Silber gestickten seidenen Schuhen, die ihr Jungfrau Anna geschenkt hatte.

„Halt!“ sagte er lachend und ergriff ihren Arm. „Weshalb springst Du dort wie eine Bachstelze?“

„Weil es mir Spaß macht,“ antwortete das naseweise Mädchen und wollte weiter springen.

„Ah so,“ sagte Herr Johann. „Ich liebe es jedoch nicht, daß irgend ein andres Wesen so fröhlich umherhüpft, wenn ich mich so abscheulich langweile, und deshalb mußt Du stehen bleiben.“

„Stehen? . . . . Weshalb?“

„Weil ich es will. Warte nur ein wenig, Du kleine Stumpfnase, ich habe mit Dir zu reden.“

„Vielleicht wollen Sie Ihren Schwestern irgend ein Kästchen, oder einen Haarputz, oder eine goldene Nadel oder sonst etwas Schönes geben, Herr Johann? Wenn das der Fall ist,“ sagte das schelmische Mädchen, „so ziehen Sie es nur immer heraus; Sie können sich darauf verlassen, daß ich es ehrlich und redlich in die Kammern ihrer Jungfrau Schwestern tragen werde.“

„Wie Du sprichst!“ rief Herr Johann ärgerlich. „Als wenn meine Schwestern nicht dergleichen Sachen zum Ueberfluß besäßen, womit unser lieber Vater sie überhäuft, während er glaubt, daß seine Söhne gar nichts nöthig haben.“

„Darin hat der Herr Reichsrath ganz Recht, scheint mir,“ erwiederte Barbro.

„Was brauchen die Herren weiter, als Essen und Trinken und die nöthigen Kleider? . . . Und das Alles bekommen Sie ja hier zu Hause. Wir Frauenzimmer

dagegen, wir brauchen viel Kleinigkeiten, um uns zu putzen."

„Also Du auch!" sagte Johann wieder, lächelnd. „Ja siehst Du, mein schönes Mädchen . . . . Du würdest viele Kleinigkeiten zum Putz erhalten, wenn mein Vater nur nicht so geizig gegen mich wäre."

„Ich?" rief Barbro mit verstelltem Erstaunen.

„Ja, gerade Du und noch viele andere Mädchen."

„Ja, ja, das glaube ich wohl, wir würden Viele werden, es zu theilen," kicherte Barbro. „Der Reichsrath thut ganz Recht. Leben Sie wohl, Herr Johann."

„Ach so, Du denkst, ich werde Dich gehen lassen?" sagte der junge Herr, während er sie noch immer festhielt.

„Ja, allerdings denke ich das. Lassen Sie nur meinen Arm los!"

„I, bewahre, ich habe noch viel mehr mit Dir zu reden."

„Ich habe keine Zeit," meinte Barbro und strengte auf's Neue ihre Kräfte an, um sich loszuwinden.

Ihrem eiteln Bestreben zum Glück hörte man Tritte auf der Flur oben, und Herr Johann eilte nun schnell durch das Thor auf die Straße, während Barbro weiter die Treppen hinansprang.

Allein hier begegnete ihr wieder ein Mann, der sie in ihrem Laufe hemmte.

Es war Leonhard, der Kammerdiener der jungen Herrn.

Dieser war eben so gut dressirt, wie Barbro; er wußte gar zu gut, daß die strenge Hausmutter kein lautes Gerede oder Vagabundiren, wie sie es nannte, duldete; weshalb er, wenn er Jemand der andern Dienstboten sah, sich immer flüsternd mit ihnen unterhielt.

Namentlich war dies der Fall mit Barbro, mit welcher er mitunter ganze Stunden hindurch, und zwar auf die Gefahr hin plauderte, die versäumte Zeit durch Ohrfeigen zu büßen.

Was das Flüstern mit Leonhard betraf, so war Barbro hierzu weit williger, als zu dem mit dem jungen Herrn Johann. Dies verursachte wieder, daß sie ganz und gar vergaß, was der alte Pförtner ihr in Betreff der Rückkehr Sarosky's gesagt hatte. Sie vergaß sogar, daß es irgend Jemand gäbe, der Sarosky heiße; ja — vielleicht vergaß sie gar, daß es überhaupt außer ihr und Leonhard eine Welt gäbe.

Sie erhielt jedoch bald eine unangenehme Erinnerung an das Dasein einer äußern Welt und zwar durch das Geräusch zweier hohen Schuhe und das Rasseln eines großen, sehr großen Schlüsselbundes:

Dieses Geräusch näherte sich von der entgegengesetzten Seite des Corridors und die wohl dressirten Dienstboten wußten nun, daß Frau Maria im Anmarsche sei.

In demselben Augenblick war Leonhard die Treppe hinab verschwunden, aber die arme Barbro, sie mußte der gnädigen Frau entgegengehen.

Jetzt gab es ein Examen, wo sie gewesen, und was sie so lange gethan, und warum sie nicht oben in der Kammer säße, wie sie es sollte, um fleißig an dem Brautlaken der Jungfrau Wendela zu arbeiten.

Denn Frau Maria war, wie alle vermögenden Mütter der damaligen Zeit, schon von dem zehnten Jahre ihrer Töchter an, darauf bedacht gewesen, die Aussteuer zu der bevorstehenden Hochzeit herbeizuschaffen. Zu diesem Zwecke wurde Jahr aus, Jahr ein gewebt und genäht, und Betten und Wäsche, Kissen und Decken, Tischtücher und dergleichen mehr wurden in großen Kisten angehäuft, bis es so viel wurde, wie die Eltern bei der einstigen Hochzeit jeder ihrer Töchter derselben bestimmt hatten.

Die zierlichen Bettlaken der Braut mit dazu gehörenden Kopfkissen waren in dieser Aussteuer einbegriffen.

Es muß in der damaligen Zeit kein solcher Mangel an Freiern gewesen sein, wie es jetzt der Fall ist; oder auch haben die Eltern in ihrer Weisheit gedacht: ist die Aussteuer des Mädchens in Ordnung, dann wird sie schon einen Mann bekommen.

Die Aussteuer der Jungfrau Anna Skytte war schon längst fertig und gehörig in großen eichnen Kisten,

mit fürchterlichen Vorlegeschlössern, aufbewahrt, — und an der der Jungfrau Wendela fehlte nur die letzte Hälfte des Brautlakens, welches mit einem sehr künstlichen Saum, so wie wir ihn fast gar nicht kennen, eingefaßt wurde. Frau Maria wollte also, daß Barbro, die mit diesem Saume beschäftigt war, fleißig sein sollte, damit man endlich einmal fertig werde und mit der Aussteuer Heldina's beginnen könne, was sich schon verzögert hatte, indem das Mädchen bereits zwölf Jahr alt war.

Sehen wir darauf hin, daß Barbro nicht gerade in der freundlichsten Weise, ihres Versäumnisses wegen, zurechtgewiesen wurde, dann wird es uns nicht sonderbar erscheinen, wenn sie nun nachgerade ganz und gar den Auftrag vergaß, den sie von dem Pförtner in Betreff der Rückkehr Sarosky's erhalten hatte.

Dieser lag indeß auf seinem Bette, noch immer angekleidet, mit den nassen, beschneiten Stiefeln an den Füßen. Er hatte sich weder ausgekleidet, noch Feuer angeschlagen.

Es war somit finster in seinem Zimmer, ferner war es kalt. Der junge Mann, der mehrere Stunden hindurch der Winterkälte ausgesetzt gewesen war, hätte wohl des Kaminfeuers bedürftig sein können; allein er empfand nicht einmal, daß ihn friere, daß er leide, daß er in der That krank sei; denn sein Kopf und seine Seele waren, wie wir bereits wissen, dermaaßen mit Ge-

danken und Gefühlen erfüllt, daß der arme Körper ganz vernachlässigt wurde.

Solchergestalt hatte er von halb sieben Uhr, bis etwas nach acht gelegen, als endlich Leonhard in das Zimmer des jungen Herrn Lars', welches an das des Lehrers grenzte, eintrat.

Bei diesem Geräusch aus seinen wachen Träumen aufgeschreckt, rief Sarosky, wie der junge Mann noch immer dort im Hause hieß, den Diener. Dieser fuhr erschrocken zusammen und wußte nicht, ob er mit der Laterne die er in der Hand trug, es wagen sollte, in das stockfinstere Zimmer zu treten. Endlich ermannte er sich und trat ein.

„Sei mir behülflich, daß ich ausgekleidet werde!“ waren die ersten Worte Sarosky's, dessen Füße kalt wie Eis, dessen Hände jedoch in Fieberhitze glühten.

Der Diener war ihm behülflich, daß er ausgezogen und in's Bett kam, und beeilte sich nachher, seine Herrschaft davon zu benachrichtigen, daß Herr Sarosky zurückgekehrt, aber sehr krank sei.

Es entstand nun eine große Bestürzung. Der Reichsrath, Frau Maria und einer der Söhne eilten zu dem Kranken hinauf, die jungen Mädchen dagegen hielten die Dienstboten fest, um von ihnen zu erfahren, wie und wann der polnische Herr zurückgekehrt sei.

Die Antworten waren unbefriedigend; einige wußten gar nichts, andere sagten wiederum, sie wüßten

nichts. Endlich stürmte man auf den alten Pförtner ein, und nun kam es an den Tag, daß Barbro den Auftrag des alten Mannes nicht ausgerichtet habe, weshalb sie — daran dürfen wir nicht zweifeln — von Frau Maria gehörig zurechtgewiesen wurde.

Man sandte nun nach einem Arzte, der es sehr natürlich fand, daß der noch nicht genesene junge Mann durch den langen Aufenthalt in der Kälte und dadurch, daß er zugleich den ganzen Tag nichts genossen habe, wieder erkrankt sei, und zwar sehr gefährlich.

Andere Fragen, als die des Arztes, vermochte Sarosky nicht zu beantworten, und es blieb somit Allen ein Räthsel, wie und weshalb der junge Mann, als er zum ersten Male auf eigne Hand ausgegangen war, „mit seinen wiedergewonnenen Kräften Haus gehalten hätte,“ wie Frau Maria sich ausdrückte. Hätte er jemals Hang zum Trunk, Spiel oder andern Lastern gezeigt, würde man gewiß den Schluß gezogen haben, daß er irgend einer Versuchung unterlegen; aber Niemand hegte einen solchen Verdacht in Betreff des exemplarischen jungen Mannes.

Sonderbar war indessen sein ganzes Betragen. Er sah verwirrt, fast unglücklich aus und über seine fieberheißen Lippen kam keine einzige vernünftige Antwort.

Man wußte, er war am Vormittage beim König gewesen, und man rieth nun darauf, daß Se. Majestät,

gegen alle Vermuthung, ihn ungnädig empfangen, oder auch, daß der junge Mann sich gar zu große, jetzt zerschlagene Hoffnungen auf die Güte und die Art und Weise der Dankbarkeit Gustav Adolphs gemacht habe. Kurz, man mußte es beim Errathen bewenden lassen und sehnte sich nach dem nächsten Tage, an welchem der Reichsrath, nach alter Gewohnheit, mit dem König zusammentreffen und womöglich aus dem Munde höchstderoselben irgend eine Aufklärung erhalten.

Indessen wurde der Patient nach den Vorschriften des Arztes behandelt, und eine alte, treue Dienerin des Hauses, Namens Elie, erhielt den Auftrag, ihn zu pflegen und wenn er im Laufe der Nacht noch kränker werden sollte, alsdann die Herrschaft davon zu benachrichtigen.

Noch hatte Niemand im ganzen Hause eine Ahnung davon, daß der junge Handschreiber und Lehrer ein schwedischer Edelmann und von Sr. Majestät dem König zum Fähndrich ernannt sei. Er hatte zwar den Vorsatz gehabt, es sofort dem Reichsrath nach seiner Rückkehr zu sagen; aber Gemüthsunruhe und körperliche Krankheit hatten ihn in dem Grade überwältigt, daß er nicht wußte, was er that.

Man blieb an diesem Abende gar bis zehn Uhr im Hause des Reichsraths beisammen, was in damaliger Zeit sehr spät war.

Die jüngeren Kinder waren indessen schon längst zu Bett, und die älteren wünschten nun endlich dem Reichsraths und seiner Gemahlin eine gute, Nacht und begaben sich auf ihr Zimmer.

Noch einmal, ehe er sich zur Ruhe begab, wollte der Reichsrath den Kranken sehen, weshalb er seine Söhne die Treppe hinan begleitete und sich allein in Sarosky's Zimmer begab.

Die alte Elie saß vor seinem Bett.

„Er phantasirt so entsetzlich, Herr Reichsrath," sagte die alte Frau, indem sie sich erhob. „Er hat eine ganze Menge gesprochen, was ich gar nicht verstehe. Die Worte: „Kühle" und „Fähndrich" habe ich hundert Mal so gut, wie eins, gehört .... Und so spricht er immer von vier großen Gütern."

„Das sind sonderbare Phantasien," sagte der Reichsrath und nahm Platz vor dem Bett. „Seit wie lange spricht er so?"

„Wohl seit einer halben Stunde, gnädiger Herr," antwortete die alte Elie. „Das Sonderbarste von Allem ist, daß er immer und immer den Namen „Anna" ruft."

„Was sagst Du?" fuhr der Reichsrath die alte Frau an.

„Nun ja, Du lieber Gott, hochwohlgeborner Herr, ich sage nicht, daß er unsere älteste Jungfrau meint," antwortete die einfältige Alte.

„Immer besser und besser," dachte der Reichsrath, dem jetzt ein Licht aufging.

Allein laut sprach er:

„So? . . . Das sagst Du nicht, Elie? . . . Nun ja, ich rathe auch weder Dir, noch irgend einem Andern, das zu sagen. Hörst Du, Alte! Was ein Kranker in seinen Fieberphantasien plaudert, ist zwar sehr unwichtig, kann aber doch von einfältigen Leuten auf mancherlei Art gedeutet werden . . . deshalb, Elie, ist es mein Wunsch . . . und gleichfalls mein Befehl, merke Dir das, daß nichts von dem, was Du siehst oder hörst in diesem Krankenzimmer, weiter außerhalb desselben getragen wird. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, hochgeborner Herr," antwortete die Alte, erschreckt durch die ernste Miene des Reichsraths.

„Begieb Dich jetzt zu meinem Sohne, Herrn Lars," fuhr der Reichsrath fort, „und bleibe dort, bis ich Dich wieder rufe. Ich will eine Weile hier bei dem Kranken bleiben, der, wie es mir scheint, in einen schweren Schlaf versunken ist. Unterdeß kannst Du dem Knaben drin einige neue Gebete vorsagen. Ich weiß, daß Du eine alte, gottesfürchtige Frau bist, und meine Kinder haben Dir in der Richtung viel zu verdanken."

„Gott gebe Ihnen seinen Segen, Herr Reichsrath, für die lieben Worte!" sagte die alte Frau, mit Thränen in den Augen, und küßte den Zipfel vom Rocke des

Reichsraths. „Wie ist man glücklich, wenn man eine solche Herrschaft hat! Ich würde in den Tod für Sie und Ihre Familie gehen.“

„Ja, ja, das glaube ich, meine gute Frau!“ sagte der Reichsrath. „Aber verlaß mich jetzt.“

Er winkte mit der Hand und die alte Elie begab sich zu dem vierzehnjährigen Herrn Lars.

Siebentes Kapitel.

Der Reichsrath wird außer sich.

Die alte Elie hatte kaum das Zimmer verlassen, als der Reichsrath ihren Platz vor dem Lager Sarosky's einnahm.

Im Zimmer herrschte ein tiefes Schweigen und die Lampe, die in einem Winkel stand, warf nur einen matten Schein auf den Kranken.

Der Schlaf des Kranken, der eine Weile ruhig und still gewesen, wurde nun schwerer und unruhig. Sein Athem wurde kürzer, er warf sich hin und her auf dem Lager .... endlich erwachte er, blickte verworrenen Blickes um sich und begann mit der, bei Fieberkranken gewöhnlichen sonderbaren Stimme zu reden.

„Anna!“ sagte er.

Der Reichsrath fuhr zusammen.

„Anna! Anna!" wiederholte der Kranke.

Der Reichsrath bewegte sich dermaaßen auf dem Stuhle, daß jeder Andere es bemerkt haben würde, allein Sarosky bemerkte nichts, sah nicht, daß Jemand im Zimmer war.

„Wo bist Du, holdes, anmuthiges Mädchen?..." begann der Kranke wieder. „Blicke mich doch einmal an, sowie Du die Vögel unter dem Himmelsbogen anblickst; . . . denn ich bin ja ein Vogel, auch ich. Ein armer Zugvogel bin ich . . . von weit hergekommen."

Der Reichsrath warf einen Blick voll des Mitleids auf den jungen Mann.

„Anna!" sagte dieser wieder. „Du kannst mich nicht lieben ... ich wußte es wohl. Und doch nahm ich Dein Bild in mein Herz auf ... daß ich es nie wieder daraus verdrängen kann .... sieh' selbst .... das Bild blickt durch; denn das Herz ist von Krystall .... aber von dem Krystall, welches die Kälte bildet, die man Eis nennt .... ja, die Thränen haben das Herz zu Wasser gemacht .... und Deine Kälte hat es in Eis verwandelt .... O, ich habe es immer geglaubt .... Du warst zu stolz, Du .... Du, die Du nach einer Krone greif'st! .... Karl Philipp liebt Dich nicht .... ich thue es aber. Karl Philipps Gattin wirst Du nie und nimmer werden .... O, ich armer, armer Thor .... Wo habe ich meine Augen gehabt?"

Hier schwieg der Kranke eine Weile. Der Reichs-

rath zweifelte keinen Augenblick, daß die Rede hier von seiner Tochter sei.

Der junge Mann begann wiederum zu reden.

„Du gutes Mädchen .... Wendela!“ sagte er, Du liebst mich, Du.... Du hast es selbst gesagt. Ja; Du bist ein holdes, liebliches Wesen .... aber Anna bist Du nicht .... O, daß ich Karl Philipp wäre! .... Wendela, wirst Du verzeihen .... verzeih’ .... Du kannst nicht verzeihen. Ein Herz, wie das Deine, verschmähen! .... Ich bin es nicht, der .... ich kann nicht dafür .... Anna!“

Dies letzte Wort rief der Kranke ganz laut, kehrte sich darauf nach der Wand und schlief wieder ruhig ein, ohne weiter zu reden.

„Wie in aller Welt hängt dies zusammen?“ dachte der Reichsrath. „Er spricht von meinen Töchtern und nur von ihnen. Die Alte sagte, er habe von Gütern und Kühle und Gott weiß, was, geredet; jetzt sprach er aber immer fort von den Mädchen .... nur von meinen Mädchen! Wendela liebt ihn, sagte er. Und von Karl Philipp sprach er. Sollte Anna Karl Philipp lieben? Ich muß Gewißheit haben in diesem Wirrwarr,“ fuhr Herr Skytte in seinem Gedankenmonolog fort. „Ich will zu den Mädchen gehen. Vielleicht sind sie noch auf. Wenn sie es sein sollten, werde ich gleich mit ihnen reden. Sie müssen sofort gestehen.“

Er erhob sich nun von seinem Sitze und öffnete leise die Thüre zu dem Zimmer seines dritten Sohnes.

Mit einer Handbewegung rief er die alte Frau zurück.

„Setze Dich nun wieder hierher, gute Elie," sagte er freundlich; „und wenn Du schläfrig werden solltest, kannst Du gern im Lehnstuhle ein wenig einschlafen. Das aber sag' ich Dir, Alte: Kümmere Dich nicht um das, was der Kranke in seinen Fieberphantasien plaudert; laß es durch das eine Ohr hinein, durch's andere hinausgehen, und vor allen Dingen, erzähle es Niemand. Gute Nacht, Alte!"

Der Reichsrath verließ das Zimmer.

„Hm, hm, das ist eine Krankheit, diese," murmelte die alte Frau. „Nicht nur der Körper des armen Polen ist krank, sondern auch sein Gehirn und auch sein Herz. Gott steh' ihm bei, dem armen Jungen! Wie kommt er auch dazu, er, der gar nichts ist und nichts werden kann, seine Blicke so hoch zu richten, auf die Tochter eines Reichraths? Man müßte sehr dumm sein, um solche dumme Streiche zu machen."

Herr Johann Skytte eilte, mit einem Lichte in der Hand, durch das sogenannte Lesezimmer, woselbst

Sarosky den Abend vorher das Gespräch der beiden Schwestern belauscht hatte.

Auch in diesem Augenblick sprachen sie mit einander und zwar ganz laut. Der Vater hörte somit, daß sie wenigstens noch nicht schliefen.

Ganz leise klopfte er an die Thüre.

Die jungen Mädchen schrien beide auf einmal laut auf, denn noch nie hatte Jemand um diese Zeit an diese Thür geklopft.

„Es ist ganz gefahrlos, meine Kinder,“ sprach nun freundlich eine wohlbekannte Stimme.

„Es ist der Vater! ... Vater!“ sagten die Mädchen.

„Darf ich hinein?“ frug der Vater.

Wendela sprang empor, um die Thüre zu öffnen, und der Reichsrath bemerkte, indem er eintrat, daß hier nicht einmal die Rede vom Schlafen gewesen war, indem die beiden Mädchen sich mit Stickerei beschäftigten.

„Liebster, bester Vater!“ sagte Anna und fiel ihm um den Hals, „verrathe uns der Mutter nicht; sie darf nicht wissen, daß wir hier des Abends sitzen und bei Licht arbeiten.“

„Lieber Vater, erzähle es nicht!“ fügte Wendela hinzu.

„Nein, nein,“ antwortete der liebevolle Vater, „ich werde es nicht ausplaudern. Aber auch ich finde es nicht richtig, daß Ihr, anstatt zu schlafen, Eure

Augen mit diesem Flitter verderbt. Das ist nicht gescheidt von Euch, meine Kinder."

„Ach, bester Vater!" sagte Anna, „wir müssen es wohl, wenn wir auf dem Hochzeitsfeste Ebba Brahe's, das jetzt bald vorhanden ist, einigermaaßen, ein Bischen, wie die andern Damen, glänzen wollen. Die Mutter erlaubt nicht, daß wir für die Stickerei unserer Kleider Geld ausgeben, und sie giebt uns auch nicht die Zeit, sie so schön zu machen, wie wir sie haben wollen, denn ...."

„Ja, ja .... das ist gut, mein Kind," fiel der Reichsrath seiner Tochter in die Rede. „Ich habe weit ernstere Dinge mit Euch zu reden, meine lieben Töchter."

Die beiden Mädchen horchten neugierig auf; Wendela zog einen Stuhl für ihren Vater hervor, und Anna stellte die Lampe so, daß der Schein nicht seinen Augen schade.

„Ich komme von Sarosky," begann Herr Skytte.

„Von Sarosky?" .... sagte Anna in einem gleichgiltigen Tone.

Wendela schwieg und blickte auf ihre Handarbeit; der Vater beobachtete sie heimlich.

„Der arme, junge Mann ist sehr krank," fuhr der Reichsrath fort.

„Das ist ja entsetzlich," sagte Anna ohne alle Verlegenheit, „daß er sich so vergehen sollte, das erste Mal, wo er nach seiner Krankheit ausging."

Wendela schwieg noch immer.

„Vergehen?“ wiederholte der Reichsrath.

„Ja, bester Vater,“ erwiederte Anna. „Wer nach einer so langen Krankheit zum ersten Male aus geht, der kehrt bald wieder nach Hause und bleibt nicht an einem so barschen Wintertage, wie der heutige, von Morgens früh bis spät auf den Abend weg, und das unter freiem Himmel, wie er selbst gesagt hat. Das kann ihm das Leben kosten.“

Wendela schwieg noch immer, allein man bemerkte, daß sie leise seufzte.

„Und wenn er sterben sollte,“ fuhr der Reichsrath fort, würdest Du ihn alsdann beweinen, meine liebe Anna?“

„Es wäre Schade um einen so jungen Mann! Aber Gott weiß, ob ich gerade weinen würde, wenn er stürbe.“

„Und Du, Wendela?“ frug Herr Skytte und warf einen forschenden Blick auf seine jüngere Tochter; „was würdest Du thun?“

„Ich, mein Vater?“ sagte sie langsam, ohne jedoch emporzublicken.

„Ja, Du,“ wiederholte der unbewegliche Vater.

Das junge Mädchen wagte jetzt noch weniger, als vorher, die Augen emporzuheben; sie fühlte jetzt gar wohl, daß sie tief erröthete.

„Ja, das wird seine Richtigkeit haben, Gott steh'

mir bei," dachte der Reichsrath. „Jetzt werden wir sehen, wie es mit der Andern steht."

Und als wenn er Wendela's Erröthen nicht bemerkt hätte, sagte er nun:

„Ja, es ist entsetzlich, wie junge Leute unvorsichtig sein können. Sowie z. B. Herzog Karl Philipp..."

„Herzog Karl Philipp!" wiederholte Anna sehr eifrig. „Wie so, mein Vater?"

„Weiter nichts, mein Kind," antwortete Herr Skytte, „als daß die Wunde, die er erhielt, ihm sein Leben kosten kann."

Das Blut sank bei diesen Worten von Anna's Wangen und sie vermochte nur zu flüstern:

„Die Wunde!"

„Du lieber Gott," sagte Wendela, erfreut, daß das Gespräch sich nicht mehr auf Sarosky bezog, „davon haben wir noch nichts gehört."

„Der Herzog ist heute Schlittschuh gefahren," fuhr der Reichsrath fort, „und er hat es so unvorsichtig gethan, daß er umgefallen und seinen Kopf bedeutend gestoßen, so daß es sich wirklich um sein Leben handelt."

Diese Erzählung enthielt insofern die Wahrheit, daß Karl Philipp wirklich bei einer Schlittschuhfahrt gefallen sei, allein der Stoß, den er sich dabei zugefügt, war doch so unbedeutend, daß er ihn nach wenigen Stunden kaum mehr fühlte.

Anna kämpfte gegen ihre hervorbrechenden Thränen an, aber sie schwieg. Wendela beklagte ihn laut, allein mit weit weniger wahrer Theilnahme.

„Jetzt weiß ich," fuhr der Reichsrath in einem Tone fort, den er so heiter, wie möglich, zu machen versuchte, „welche von meinen Töchtern die treueste Unterthanin ist. Das ist unzweifelhaft Anna; denn während Wendela nur die gewöhnliche Theilnahme eines Menschen für den in Lebensgefahr schwebenden jungen Fürsten fühlt, erschrickt Anna dagegen in dem Grunde über das Unglück, das ihm passirt ist, daß sie beinahe weint.

Anna's Herz klopfte laut und ihre Wangen glühten.

„Gleichfalls habe ich jetzt heraus," fuhr der schonungslose Vater fort, „wer von Euch die dankbarste Schülerin ist; denn während es Anna scheint, als könne Sarosky ihretwegen leben oder sterben, ganz wie es nun kommen mag, gebehrdet Wendela sich, als wenn es ein unersetzlicher Verlust sein würde, wenn Sarosky stürbe."

Jetzt wiederum war die Reihe an Wendela zu erröthen, und sie that es auch recht gründlich.

„Du lieber Gott .... wenn er nun damit aufhören und fortgehen wollte," dachten die beiden Mädchen heimlich.

Allein der Reichsrath wollte weder das Eine, noch das Andere. Er blieb sitzen und warf einen prüfenden

Blick bald auf Wendela, bald auf Anna, indem er mit betrübter Miene den Kopf schüttelte.

„Ei, ei!“ sagte er endlich, „hier steht's schlecht, bemerke ich. Anna! Wendela! .... Ihr seid Beide ein paar thörichte Mädchen.“

Sie blickten ihn fragend an; als sie aber bemerkten, daß die Gesichtszüge des Vaters einen Ausdruck sowohl der Strenge, wie des Kummers, angenommen hatten, senkten sie wieder den Kopf.

„Der junge Mann drüben phantasirt,“ fuhr der Reichsrath fort. „Ohne es selbst zu wissen, hat er Euch Beide verrathen.“

„Uns verrathen!“ riefen die beiden Mädchen zu gleicher Zeit.

„Ja, verrathen. Du, Anna, bist unbesonnen genug, in Herzog Karl Philipp verliebt zu sein und das ist der Grund, weshalb Du Erik Leijonhufwud verschmähest, das vortrefflichste Anerbieten, welches je auf das Loos einer adeligen Jungfrau, namentlich auf das der Tochter eines neugeadelten Mannes fallen könnte.“

„Wie weiß ....“

Anna brach plötzlich in ihrer Frage ab.

„Wie ich es weiß?“ sagte Herr Skytte. „Ich habe Euch ja gesagt, daß der Kranke in seinen Fieberphantasien davon gesprochen hat, was die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen kann, wenn es in der Stadt

und am Hofe bekannt werden sollte. Wie er es erfahren hat, darüber kann ich keine Auskunft geben: das weiß ich aber, daß ich sehr erschrak und nicht zur Ruhe zu gehen vermochte, bis ich womöglich erforscht habe, ob irgend eine Wahrheit seinen Fieberphantasien zu Grunde läge. Mit Schmerz finde ich nun in Deinem ganzen Betragen, meine liebe Anna, daß Dein Herz sich hat verleiten lassen, nach etwas Unmöglichem zu streben."

„Aber, weshalb ist das denn so unmöglich?" frug Anna, deren Muth jetzt wiederkehrte.

„Ach, mein Kind!" sagte Herr Skytte, „wie kannst Du im Ernst an so etwas denken? Du siehst, wie es Ebba Brahe ergeht, und sie ist doch die Tochter des ersten Reichsgrafs."

„Ebba Brahe wurde mit dem König uneinig und ...."

„Ach, ich will nichts davon hören. Uneinig! Bist denn Du und Karl Philipp einig? .... Antworte mir aufrichtig, Anna: Hat der junge Prinz jemals mit Dir von Liebe gesprochen?"

„Nein, nie, mein bester Vater."

„Aber wie kannst Du denn so unbesonnen sein, Deine Blicke auf ihn zu richten? .... Schickt sich das für ein Mädchen, daß sie zuerst liebt? .... Es ist der Mann, der den Gegenstand seiner Liebe zu wählen hat; nachher steht es dem Weibe frei, seine Neigung zu

theilen, oder nicht zu theilen. Und ein Knabe! .... Nur ein Knabe! .... Meine liebe Anna, Du mußt Deine Vernunft gebrauchen."

Anna brach in ein lautes Weinen aus.

„Es kann nur eine schnell vorübergehende jugendliche Unbesonnenheit von Dir sein," fuhr der Reichsrath nach einer Pause fort. „Und da Du jetzt weißt, daß Dein Geheimniß verrathen ist, so nimm Dich in Gottes Namen zusammen, und hüte Dich, mein liebes Kind; bedenke, wenn das in den Mund Aller käme! Schämst Du Dich nicht, wenn Du daran denkst, daß der Herzog, welcher — ich dürfte es fast beschwören, nie etwas mehr, als eine unschuldige Jugendfreundschaft für Dich gehegt hat, erfahren könnte, wie närrisch Du bist? Möchtest Du, daß die Königin es erfahren und Dich von ihrem Hofe wegjagen sollte, wohin Du so eifrig gestrebt hast: ich begreife jetzt, weshalb? Möchtest Du wohl, daß ich, Dein Vater, der ich mich bis jetzt der hohen Gnade und Gewogenheit der königlichen Familie erfreut habe, plötzlich in Ungnade fallen sollte .... Und vielleicht für immer? Bedenkst Du denn nicht, daß der hohe Adel, der uns jetzt haßt und beneidet, obwohl er uns noch nichts anhaben kann, alsdann über unsere Niederlage jubeln würde? .... Mädchen, Mädchen! .... Das ist eine schreckliche Geschichte mit dieser einfältigen Liebe, die Dich so ergriffen hat; und ich sage Dir, daß das einzige Mittel, jedem Unglück zuvorzukommen, das

ist, daß Du schon morgen Dich mit Graf Erik verlobst."

„Geliebter Vater!" antwortete Anna in einem festen, wenn auch ergebenen und gehorsamen Ton, „zürne mir nicht! Ich werde Alles thun, um Karl Philipps Bild aus meinem Herzen zu reißen, und sollte das Herz auch dabei verbluten .... Jede Regung meiner Seele, jeden Blick meines Auges .... jedes Wort meiner Zunge werde ich beherrschen, um in der Tiefe meiner Seele eine Liebe zu verschließen, die allein mein Licht in finstern Stunden und mein Trost in der Betrübniß war. Allein fordern Sie nichts mehr. Fordern Sie nicht, daß ich einem Manne meine Hand reiche, den ich nicht zu lieben vermag; daß ich demjenigen gehören soll, der mir nicht allein gleichgiltig ist, sondern gegen den ich sogar einen Widerwillen empfinde."

„Und wen wirst Du denn einst wählen?" frug der Vater.

„Niemand, mein Vater, wenn mir überhaupt eine Wahl beschieden ist. Uebrigens bin ich noch so jung. Mein Vater sagte ja selbst vor wenigen Monaten noch zu meiner Mutter, daß ich noch lange nicht mich zu verheirathen nöthig habe.

„Ich wußte damals nicht, daß Du von so eitlen Gedanken erfüllt warst, die uns Allen Unglück zu bereiten drohen; auch ahnte ich nicht das so nahe bevorstehende Anerbieten eines Schwiegersohnes, wie Leijon=

hufwud. Doch mag es für heute darüber genug sein. Wir werden ein ander Mal weiter davon reden. Anna's Thorheit ist leider nicht mein einziger und größter Kummer. Wendela's ist vielleicht noch größer, wenn auch nicht von so gefährlicher Beschaffenheit; denn ihr Liebhaber ....."

„Mein Liebhaber!" sagte Wendela, die an allen Gliedern zitterte.

„Ich gestehe," sagte der Vater, daß ich nicht das rechte Wort gewählt habe; denn es ergeht Dir eben so, wie Deiner Schwester, Du liebst: Du liebst, ohne wieder geliebt zu sein. Schämt Euch, Ihr Mädchen! .... Und Du, Wendela, am allermeisten! Hat man wohl je etwas so Thörichtes gehört, als daß ein Mädchen sich in ihren Lehrer verliebt, nur weil er ein junger Mann ist, ganz ohne Rücksicht auf seine Familie oder Stellung in der Gesellschaft?"

Wendela war jedoch nicht so eingeschüchtert, wie sie sich anfänglich zeigte; sie blickte empor und sagte:

„Lieber Vater! ich wage hier von einer ganz andern Ansicht zu sein. Daß ich Sarosky liebe, ihn so liebe, wie noch kein Weib einen Mann geliebt hat, ist wahr, allein, daß diese Liebe mich jemals erniedrigen könnte, glaube ich nicht."

„Ja," sagte der Vater; „doch davon später. Vor allen Dingen gebe ich einem fremden Abenteurer keine meiner Töchter, davon magst Du überzeugt sein. Mag

er auch den König gerettet haben, was eine schöne That war, und mag seine Majestät ihm auch aus Dankbarkeit zu einer Stellung in der Welt behülflich sein, mag er ihn sogar mit der Zeit adeln .... Ich gebe meine Töchter nur an Söhne des ältern Adels, weil ich, als neugeadelt, mich mit den alten Familien verbinden muß. Jetzt kommen wir jedoch zu der Seite der Sache, die ich erniedrigend nenne. Du hast den jungen Mann erblicken lassen, daß Du ihn liebst, während er nicht die geringste Neigung für Dich hegt! .... Was nennst Du das?"

„Was sagt mein Vater?"

„Ich sage, daß Du Dich eben so dumm betragen, wie Du Dich erniedrigt hast, meine liebe Wendela, und daß Sarosky nicht weniger thöricht, als Du gehandelt hat, denn er ist eben so verliebt, nur nicht in Dich, sondern in Deine Schwester."

„In meine Schwester?"

„Ja, in Anna."

„In Anna!" rief Wendela erblassend.

„In mich?" rief Anna erstaunt.

„Ja, so ist es," fuhr der Reichsrath fort. „Von der alten Elie, die ihn pflegt, wurde ich benachrichtigt, daß er phantasire und unter andern auch viel von Anna und immer Anna spräche. Außer mir, daß ein Dienstbote in Besitz eines solchen Familiengeheimnisses gelangen sollte — denn der Zusammenhang ahnte mir sofort,

ließ ich die alte Frau aus dem Zimmer gehen und blieb allein bei dem Kranken. Da erfuhr ich nun Alles, was ich jetzt Euch gesagt habe.“

„Und er sollte Anna lieben?“ sagte Wendela und schluchzte laut auf.

„Wie thöricht Du doch bist!“ rief Herr Skytte. „Allein Du bist ein Kind, und wenn der junge Mann nur aus dem Hause kommt, wird Deine Neigung bald verschwinden. Das Schlimmste ist, daß er von Wendela's Liebe unterrichtet ist, während er Anna ohne Hoffnung liebt. Du lieber Gott, was ist diese Liebe doch für ein Unding! Sie dürfte gar nicht existiren, so viele Menschen macht sie unglücklich.“

Die beiden Mädchen schlugen die Augen nieder, und als sie nun gewahr wurden, daß der Vater sie verlassen wollte, sprangen sie beide von ihren Sitzen auf und warfen sich ihm um den Hals.

„Meine guten, lieben Kinder!“ sprach der liebevolle Vater, der, wie streng er auch soeben gewesen war, nicht den Thränen widerstehen konnte, mit welchen sie seine beiden Schultern durchnäßten, an welche sie ihre Köpfe anlehnten. „Meine armen, thörichten Mädchen!“ fügte er hinzu und liebkos'te sie. „Wenn ich auch etwas streng gesprochen habe, bin ich Euch doch nicht böse. Ihr dürft nicht vergessen, daß es meine Schuldigkeit, als Vater, ist, und Alles kann bald wie-

der gut werden, wenn Ihr nur vernünftig sein wollt. Wenn Ihr das wollt, verspreche ich Euch, Alles zu vergessen, was ich jetzt erfahren habe, und es der Mutter zu verschweigen. Gute Nacht, Kinder, schlaft wohl!“

Achtes Kapitel.

Es kommt anders!

Kaum hatte der Reichsrath das Zimmer seiner Töchter verlassen, als Wendela sich quer über das Bett, das Gesicht auf die weiche, seidene Decke, warf und ihren Thränen freien Lauf ließ. Sie schluchzte zuletzt ganz laut, so daß Anna, die dahingegen plötzlich von einem Gefühl des Zorns ergriffen worden war, auf sie zueilte, sie am Arme faßte und weil sie sich gleichfalls einer augenblicklichen, unfreundlichen Stimmung gegen sie befand, sagte:

„Wie kannst Du so unvernünftig sein, Wendela!... Du verdirbst ja ganz und gar die neue rothseidene Decke durch Deine Thränen!“

„Laß mich in Ruhe!“ antwortete Wendela.

„Nein, sage ich Dir,“ erwiederte die erzürnte

Anna und riß sie gewaltig vom Bette weg. „Meinst Du, daß Du die Decke verderben sollst, die wir, alle Frauen des Hauses, möchte ich sagen, so mühsam gestickt haben?“

„Seid wann bist Du so ordentlich geworden?“ frug Wendela, die sich nun auf einen Stuhl warf, beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf dieselben legte und in dieser Stellung immerfort weinte.

„Ordentlich und sauber bin ich immer gewesen,“ antwortete Anna schnippisch. „Uebrigens weißt Du wohl, daß die Mutter wenigstens einmal täglich alle Zimmer im Hause durchwandert; ja, alle ohne Ausnahme, um zu sehen, ob Alles auch in Ordnung ist. Was glaubst Du wohl, das die Mutter sagen würde und was wir antworten sollten, wenn die Decke von Deinen salzigen Thränen befleckt sein wird?“

„Jawohl sind sie salzig,“ seufzte Wendela.

„Und dumm sind sie auch,“ fiel Anna ein.

„Schwester!“ fiel nun Wendela ein und blickte erstaunt empor, worauf sie die Erzürnte mit einer kräftigen Sentenz aus Seneca anredete.

Allein Anna antwortete mit einigen zermalmenden Strophen aus Virgil, worauf die beiden Schwestern es für gut befanden, wiederum die gute, alte, schwedische Sprache zu benutzen.

„Du bist unverbesserlich, Wendela,“ begann Anna wieder. „Wie oft habe ich Dir gesagt, daß es eine

Dummheit sei, unsern Lehrer Sarosky zu lieben! Er ist ein angenehmer, kenntnißreicher und durchaus untadelhafter, junger Mann, aber — habe ich Dir nicht gesagt, daß der Vater nie eine solche Liebe billigen würde? . . . Und nicht genug damit, daß Du für den jungen Polen schwärmst, sondern Du bist sogar so unvorsichtig, daß Du es ihm sagst . . . Jetzt spricht er davon in seinen Fieberphantasien, und das wird viel Aergerniß geben."

„Und was geht Dich das an?" frug Wendela, in deren Herz jetzt plötzlich die Eifersucht gegen die ältere Schwester emporflammte. Denn Anna, nicht Wendela, ward von Sarosky geliebt.

„So . . . das geht mich nichts an?" erwiederte Anna. „Glaubst Du, daß der Vater etwas von meiner Liebe zu Karl Philipp erfahren hätte, wenn Du nicht Sarosky sowohl das Geheimniß meines Herzens, als auch des Deinigen verrathen hättest?"

Jetzt war die Reihe an Wendela, zu zürnen, und die beiden Schwestern, die sonst, wie man zu sagen pflegt, ein Leib und eine Seele waren, befanden sich zum ersten Male in einem ernsten Wortwechsel miteinander. Nach vielen Betheuerungen von Seiten Wendela's, blieben sie jedoch dabei stehen, daß es ihnen ein Räthsel verblieb, wie Sarosky die Geheimnisse ihres Herzens entdeckt haben könnte, denn sie wußten ja nicht,

daß er an jenem Abende in Saale gesessen und ihr Gespräch belauscht hatte.

Indessen gab das eine Wort das andere und die beiden Mädchen machten einander gegenseitig Vorwürfe über die Verirrungen ihrer Herzen, die lauter Unannehmlichkeiten, lauter Zwiespalt in der Familie, und Gott weiß was Alles, hervorrufen würden. Anna war sehr erbos't auf den jungen Polen, weil er sie liebte und dieses Gefühl in seinen Fieberphantasien ausgeplaudert hatte, als wenn er Herr der Gefühle seines Herzens und im Fieber die Worte seiner Zunge hätte beherrschen können. Wendela zürnte Anna, weil diese nicht mit der gehörigen Achtung von ihrem Lehrer, einem Manne sprach, der sich, nach der Ansicht der exaltirten Wendela, durch seine edle, muthige, selbstaufopfernde That, ein weit größeres Recht auf Erhebung in den Adelsstand erworben habe, als das, mit welchem andere junge Männer auf den Glanz der Wappenschilder pochten, die sie von den Vorvätern geerbt.

An diesem Abende fand keine Versöhnung statt. Die beiden Mädchen kleideten sich indessen aus und gingen zu Bette, aber anstatt, wiesonst, Arm in Arm einzuschlafen, kehrten sie einander den Rücken zu und drückten sich beide so eng an die beiden Seitenwände des Lagers, daß zwei Personen ganz gemächlich zwischen ihnen hätten liegen können.

Daß sie, nachdem die Lampe erloschen und Alles

still und finster geworden, wiederum zu weinen begannen, ist ebenso begreiflich, als daß sie endlich weinend einschliefen.

Wenn man sechzehn und siebzehn Jahr alt ist, ist man noch immer ein Kind, wenn man sich auch noch so alt und noch so vernünftig denkt. Bitter, und namentlich heftig kann der Kummer sich zwar in jenen Jahren äußern, und namentlich, wenn Gott Amor uns den Streich spielt, unsern Frieden so früh zu stören; allein zwei Engel, der Schlaf und die Hoffnung, wandern alsdann noch an unserer Seite einher. Sie begleiten uns noch wie treue Gefährten, sie schenken uns noch ihre wärmste Theilnahme und während der eine uns leise in Schlummer wiegt, flüstert uns der andere sein: „Es wird schon besser werden!“ ins Ohr.

Und als die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen und die jungen Mädchen ihre Augen aufschlugen, war ihre erste gegenseitige Bewegung, sich recht nahe an einander zu schmiegen und sich innig und schwesterlich zu umarmen.

Weshalb sollten sie auch uneinig sein? . . . Sie waren ja Beide unglücklich. Und wenn man unglücklich ist, bedarf man des Trostes, der uns am reichsten dort quillt, wo derselbe Kummer die innigsten Sympathien hervorrufen muß.

Früh am andern Morgen berichtete die alte Elie dem Reichsrath und seiner Gemahlin, daß Herr Sa-

rosky gegen zwölf Uhr eingeschlummert und die ganze Nacht fest geschlafen habe, sowie, daß er sich jetzt, wenn auch sehr matt, ohne Schmerzen befände.

Kaum hatte der Reichsrath seinen bis zur Unglaublichkeit weiten Schlafrock von buntem, seidnen Zeug, um sich geworfen, die Füße in die goldgestickten weißen, sammetnen Schuhe gesteckt, die Heldina ihm voriges Jahr zum Weihnachtsgeschenk gemacht hatte, und eine Mütze von halbblauem Atlas, mit silbernen Blumen, aufgesetzt, als er sich aufs Neue zu dem Kranken begab.

Allein er begrüßte den jungen Mann und unterrichtete sich durchaus nicht in derselben väterlichen Weise, wie sonst, über seine Gesundheit. Im Gegentheil herrschte in dem ganzen Betragen des Herrn Skytte eine so hervortretende Kälte, daß Sarosky im höchsten Grade über dieselbe erstaunt war.

Man glaube jedoch nicht, daß Herr Skytte seinem Secretair irgend einen Vorwurf über dessen Fieberphantasien machte . . . Bei weitem nicht! Aber er nannte ihn nicht seinen Freund und seinen lieben Sohn und berührte diesmal mit keinem Worte die edle That Sarosky's, die sonst in der letztern Zeit so oft von dem Reichsrath genannt und besprochen worden war.

Er verweilte nur einige Minuten bei dem Kranken und als er diesen verließ, ermahnte er ihn in einer

ziemlich ernsten Weise zur Vorsichtigkeit, damit er nicht noch einmal seine Gesundheit auf's Spiel setze.

Sarosky war zwar nicht bettlägerig, allein er blieb doch den ganzen Tag auf seinem Zimmer und zeigte sich nicht bei dem Mittagstische, bei welchem dagegen der Reichsrath mit einer so fröhlichen Miene erschien, daß er die Aufmerksamkeit der ganzen Familie erweckte.

„Ich werde es Euch später sagen," antwortete er auf die Fragen, die man seiner Fröhlichkeit wegen that. Er trug aber eine so fröhliche Miene zur Schau und scherzte und liebkos'te seine Kinder, namentlich die beiden ältesten Töchter, mit welchen er am Abende vorher so unzufrieden gewesen war . . . Es mußte etwas dahinter stecken!

Die beiden Mädchen blickten einander an und wußten nicht, wie sie diese Veränderung deuten sollten. Auch Frau Maria vermochte nicht, den Grund dieser sonnigen Laune ihres Ehegatten zu ergründen.

Der Reichsrath Johann Skytte war ein eben so achtungswerther, wie gelehrter Mann. Er war voller Vaterlandsliebe, war ein treuer Unterthan, ein rechtschaffener Staatsbürger und exemplarischer Familienvater; er besaß überhaupt alle die Eigenschaften, welche die Verehrung der Zeitgenossen und den Segen späterer Geschlechter hervorrufen. Allein er war doch mit denselben Schwächen behaftet, wie andere Menschen, und

die, welche bei ihm am schroffsten hervortrat, war seine übertriebene Vorliebe für Hoheit und Macht; eine Leidenschaft, die damals, als noch der Adel Alles war und die Ahnen die Schlüssel zu aller Herrlichkeit der Welt bildeten, sehr zu entschuldigen war. Allerdings war der, trotz seiner Jugend, bereits große König, vorurtheilsfrei genug, um Kenntnisse und Verdienste über eine zufällig hohe Geburt zu stellen; allein die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft waren damals der Art, daß der edle Monarch einen verdienten Bürger nur alsdann auszeichnen, belohnen und hervorziehen konnte, wenn er ihn zuvor in den Adelsstand erhob. Es ging damals nicht anders und es war ja auch der Fall mit Reichsrath Johann Skytte gewesen.

Es war also durchaus nicht sonderbar, wenn Alle den Adelstand als den einzigen Weg zum Emporkommen betrachteten, und daß Johann Skytte diese Ansichten theilte. Die königliche Familie zeichnete ihn aus und stützte sein einmal gewonnenes Ansehen auf alle mögliche Weise, und die Verhältnisse damals führten es also mit sich, daß er sich wohl hüten mußte, in irgendwie verwandtschaftliche Beziehungen zu unadeligen Personen zu treten; war es doch schon ein Stein des Anstoßes, daß seine Familie väterlicher Seite bürgerlich war.

Sobald die Mahlzeit zu Ende war und die Dienerschaft sich entfernt hatte, erzählte der Reichsrath seiner

Umgebung, was er diesen Vormittag aus dem eignen Munde des Königs über Sarosky erfahren, nämlich die überraschende Neuigkeit, daß dieser nicht derjenige, für den er sich ausgegeben, sondern ein geborner schwedischer Edelmann, Namens Kyle sei; von altem Adel, fügte der Erzähler hinzu, und betonte, diese Worte, und damit noch lange nicht genug: sondern er sei auch reich, indem sein Onkel, dessen einziger Sohn durch ein unglückliches Ereigniß ums Leben gekommen, vor Kummer gestorben und Sarosky, dessen wirklicher Name Hans Kyle, jetzt dessen Erbe sei, wodurch ihm der Besitz außer dem Hause auf dem Blasiiholm, auch der vier großen Familiengüter in Schweden gesichert war.

Mit dem größten Erstaunen hörten sowohl Frau Maria, wie alle die Kinder, diese wunderbare Erzählung und man frug nun natürlicher Weise, weshalb der junge Mann unter einem fremden Namen aufgetreten sei?

Hierauf antwortete der Reichsrath, was ihm der König selbst gesagt und was wir bereits wissen. Allein mit einer solchen Gewissenhaftigkeit hatte der edle Gustav Adolph sein Versprechen gehalten, daß er dem Reichsrath ferner erzählt hatte, wie er sichere Nachricht aus Polen besäße, daß der alte Swenn Kyle, der seiner Beziehungen zu Sigismund wegen in Schweden vogelfrei erklärt war, gleichfalls kürzlich gestorben sei. Habe der junge Mann nun auch bei seinem Gespräch

mit dem König darauf bestanden, den Namen Kyle erst dann annehmen zu wollen, wenn er auf dem Felde der Ehre jeden Fleck von ihm abgewaschen habe, so müsse er doch jetzt unter den obwaltenden Umständen unter seinem rechten Namen Hans Kyle sofort auftreten und die ihm zugefallenen großen Güter in Besitz nehmen.

Man denke sich, wie freudig diese Nachricht für Wendela war, die nun neue Hoffnung schöpfte. Denn Anna würde nie dem jungen Kyle ihre Liebe schenken und alsdann . . .

Bald begab die ganze Familie sich zu dem geliebten Lehrer auf dessen Zimmer und überraschte ihn durch die Neuigkeit, die sie somit aus dem eignen Munde des Königs erhalten hatten.

Von diesem Augenblick an war alle Kälte von Seiten des Reichsraths verschwunden und er wünschte nun nichts sehnlicheres, als Hans Kyle als seinen Schwiegersohn zu begrüßen.

Neuntes Kapitel.

Am Hochzeitstage Ebba Brahe's.

Zu Anfang des Monats März im Jahre 1618, oder einige Tage nach der soeben gezeichneten Familienscene, wurde im königlichen Schlosse zu Stockholm mit vielem Prunk und Pracht die Vermählung des großen Feldherren Graf Jacob de la Gardie mit der Tochter des Reichskanzlers Graf Magnus Brahe, der schönen, einnehmenden Ebba, gefeiert.

Daß die verwitwete Königin das Fest gab, war deshalb natürlich, weil die Braut ihre Pflegetochter war; aber es war eben so natürlich, daß der König aus seiner Casse die meisten Kosten bestritt, damit der allgemein bekannte Geiz der verwitweten Königin Christina nicht bei einer Gelegenheit, wie diese, ihn selbst und den ganzen schwedischen Hof lächerlich machen und nebenbei noch den Vater der Braut, den vermögenden

Reichskanzler, beleidigen sollte, der sonst wohl selbst die Kosten bei der Hochzeit seiner einzigen Tochter hätte tragen können und es auch wohl lieber gewollt hatte, als einem der beiden hohen gräflichen Familien unwürdigen Feste beizuwohnen.

Dies Alles sah Gustav Adolph sehr wohl ein, und er konnte sich also nicht damit begnügen, eine runde Summe für die Festlichkeiten zu bestimmen, sondern er gab selbst, wenn auch mit blutendem Herzen, die nöthigen Befehle und Anordnungen, damit Alles so herginge, wie es bei einer Vermählung so hoher Personen sich gezieme. Die Einwände der verwitweten Königin gegen das, was sie eine sündhafte Wirthschaft nannte, suchte er, so viel wie möglich, durch kindliche und ehrfurchtsvolle Vorstellungen zu beschwichtigen; allein wo diese nicht ausreichten, mußte er seine Zuflucht zu einem königlichen Machtspruche nehmen.

Das Hochzeitsfest selbst und die damaligen, mit denselben verknüpften Ceremonien, werden wir nicht schildern. Nur bei einigen kleineren Umständen wollen wir bei dem tapfern Feldherrn und bei ihr, der schönen, strahlenden Braut, der Jugendliebe des großen Gustav Adolphs, verweilen, dessen bloßer Name das Interesse erweckt.

Mit einem warmen, innigen Gebet zu Gott begann Ebba Brahe den Tag ihrer Hochzeit. Sie war

ruhig, resignirt und still, wie es demjenigen geziemt, der dem Gesetz der Nothwendigkeit weichen muß.

Ihre Gesichtszüge und ihr ganzes Wesen bekundeten, wie sehr sie gestritten, ehe sie zur Klarheit mit sich selbst gekommen, und wie reiflich sie überlegt hatte, ehe sie ihren schweren Pflichten entgegenging.

Das Herz noch von Liebe zu Gustav Adolph, wenn auch von einer reinen, aller irdischen Wünsche entkleideten Liebe erfüllt, derer sie sich weder vor Menschen, oder dem Allwissenden zu schämen brauchte, vermochte sie Graf Jacob nicht zu lieben. Allein sie hegte die Hochachtung für ihn, die er verdiente, und dies genügte ihr, um das zu werden, was sie ward: ihm eine treue, holde Gattin und ihren vierzehn Kindern eine liebevolle, verständige Mutter.

Keine Thräne perlte in ihrem Auge, kein Seufzer hob ihren Busen, als die Königin mit triumphirender Miene die Brautkrone auf ihre blonden Locken drückte. Sie verschloß den Schmerz tief in ihrem Innern, sie wollte ihn nicht den profanen Blicken preisgeben.

Und als der Vater mit einem unterdrückten Seufzer und mit gerunzelter Stirne, mißvergnügt mit der Wendung der Dinge, an sie herantrat, um sie zum Altare zu führen, — auch dann war ihr Aeußeres ruhig, und auch dann trat sie mit festen Schritten auf, obgleich sie am liebsten gewünscht hätte, womöglich umkehren zu können.

Allein ihr Antlitz war bleich, wie Marmor, und nur der Geistliche und der Bräutigam hörten den Eid von Liebe in Freud' und Leid, den sie vor dem Altar hervorstammelte.

Auch der König war blaß; allein seine Haltung war demjenigen würdig, der versagen mußte.

Den beiden, früher einander so nahe stehenden, noch immer Liebenden war doch noch immer eine harte Probe übrig: erstens der Glückwunsch des Königs und zweitens die damalige Sitte, die nicht zu umgehen war, daß er der Braut seine Hand reichen und mit ihr den graziösen, majestätischen Fackeltanz ausführen mußte.

Das Herz Beider klopfte fast laut und ihre Hände zitterten, allein der Ausdruck ihres Antlitzes war ruhig. Es war eine entsetzliche Selbstbeherrschung, welcher doch der König zuerst weichen mußte; denn kaum war der Tanz zu Ende, als er sich, von Axel Oxenstjerna begleitet, in ein entferntes Zimmer zurückzog, woselbst der große König, der unerschrockene Held, der starke Mann, an der Brust seines Freundes Thränen vergoß — ein Opfer auf dem Altar des unbeugsamen Geschicks.

Die Gemüthsstimmung Anna's und Wendela's war an diesem Tage sehr verschieden; denn während die Hoffnung der Letzteren schimmerte, und ihr die schönste Zukunft malte, tobte ein neuer, ihr bis jetzt unbekannter Schmerz im Herzen Anna's.

Im Anfang dieser Erzählung erblickten wir ein junges Mädchen, die vierzehnjährige Elisabeth Ribbing, eine halbaufgeblühte Rosenknospe, die sich blendend zu entfalten versprach.

Dieses Verbrechen hatte sie bereits gehalten. Während einer Zeit von sieben Monaten, vom August 1617 bis März 1618 hatte dieses junge Mädchen sich in wunderbarer Weise verwandelt. Wie das Dornröschen, diese Königin der Blumen, des Abends noch im grünen Kelche verschlossen, mit dem ersten Strahl des Morgens jedoch die volle jugendfrische Schönheit entwickelt, so war es der Fall mit Elisabeth. Vor Kurzem noch ein langes, emporgeschossenes Mädchen, hatte ihre Gestalt nun eine Fülle und eine Anmuth der Formen erhalten, als sei sie eine der Grazien selbst. Selbst der kindlich=naive Ausdruck ihres Antlitzes war halb scheu, halb schwärmerisch geworden, wie bei der schüchternen Jungfrau, die zum ersten Mal in die Welt tritt.

Alle, welche dem strahlenden Feste beiwohnten, zollten ihr unverhohlen ihre Bewunderung und betrachteten mit Wohlgefallen das liebenswürdige Mädchen, das vor wenigen Tagen ihr funfzehntes Jahr erreicht und dadurch zugleich das Recht erworben hatte, sich am Hofe zu zeigen und dessen Festen beizuwohnen.

Auf den jungen Herzog Karl Philipp machte sie jedoch den tiefsten Eindruck. Seine Augen strahlten und seine Wangen flammten, wenn er sie betrachtete,

und wenn er mit ihr sprach, war es unmöglich, irgend einen Zweifel in Betreff seiner Gefühle zu hegen. Anna, die mit dem scharfen Blick der Liebe den fürstlichen Jüngling auf jedem Schritt begleitete, bemerkte natürlicherweise sofort seine Neigung. Unsägliche Qualen ras'ten in ihrem Herzen, aber sie vermochte doch nicht, die Blicke von Karl Philipp und Elisabeth zu wenden, und wenn sie früher die Einbildung gehegt hatte, daß Karl Philipp sie liebe, so hätte sie diesen Abend von Sinnen sein müssen, wenn sie nicht von ihren Illusionen zurückgekommen wäre, denn er würdigte sie keines einzigen Blicks, noch weniger eines Wortes.

Der arme Erik Leijonhufwud, aus dessen Mienen der hoffnungslose Liebhaber sprach und der Anna unablässig folgte, wurde von ihr mehr denn gewöhnlich schlecht empfangen, und es half nicht einmal, daß ihr Vater, der dies bemerkte, sie unter vier Augen ihrer Ungeschliffenheit gegen Graf Erik wegen — wie er es nannte — zurechtwies.

Die verwitwete Königin bemerkte ebensowohl, wie Anna, daß Karl Philipp sich gar zu sehr mit der schönen Elisabeth Ribbing beschäftigte. Sie rief ihn deshalb zu sich und hielt ihn durch verschiedene Vorwände einige Zeit in ihrer Nähe.

Unterdessen trat Elisabeth zu Anna heran, grüßte sie freundlich und frug lächelnd, ob sie sich noch entsinne, was vor sieben Monaten geschehen sei, als sie

sich zuletzt in dem Hause des Reichsraths erblickten, und als Anna darauf verwundert mit „Nein“ antwortete, erinnerte Elisabeth sie an das Bernsteinherz, welches sie an jenem Abende mit ihrem Taschentuche unversehens herausgerissen, so daß das Herz zu Boden fiel und in zwei Hälften zersprang, von welchem Elisabeth die eine Hälfte emporgehoben habe.

Diese Worte machten einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf Anna; sie erblaßte, und unter dem Vorwand, daß sie unwohl sei, suchte sie einen Platz im Hintergrunde des Saales. Die Erinnerung an das Herz, das Geschenk Karl Philipps, das zersprungen war und von welchem gerade Elisabeth die eine Hälfte emporgehoben hatte, verursachte ihr einen unbeschreiblichen Schmerz, und eine düstere Ahnung, durch die schon erweckte qualvolle Eifersucht heraufbeschworen, drang wie ein scharfes Schwert in ihr Herz. Nie vergaß sie die Hochzeit Ebba Brahe's.

Wendela hingegen fühlte sich außerordentlich glücklich: denn Hans Kyle, welchen der König selbst vor wenigen Tagen der verwitweten Königin und dem ganzen Hofe als den einzigen Erben der vielen und großen Familiengüter vorgestellt hatte, war auch zu diesem strahlenden Hoffeste befohlen worden.

Er war somit nicht mehr der unbedeutende Lehrer und Handschreiber, wegen dessen Liebe das junge Mädchen erröthen mußte. Außerdem, daß er das Leben des

Königs gerettet hatte, war er aus alter, adlicher Familie und reich, und ferner hatte er nun den Stand des Kriegers erwählt, welcher der Jugend immer so glänzend und so voller Hoffnung erscheint.

Es schien in der That auch, als käme der junge Kyle Wendela mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit entgegen. Vielleicht schien es ihr nur so, denn man glaubt so gern das, was man wünscht. Jedenfalls sprach er viel mit ihr und kein Wort mit Anna.

Somit behielt Wendela lauter schöne Erinnerungen von Ebba Brahe's Hochzeit; umsomehr, weil ihr Vater ihr einmal am Abende des Festes die Worte in's Ohr flüsterte: „Du darfst hoffen, Wendela."

Zehntes Kapitel.

Herzog Johann von Oestergothland.

Noch immer jubelte der überglückliche Bräutigam, der große, ruhmgekrönte Feldherr und reiche Graf Jacob de la Gardie, über das Glück, eine solche Braut, wie Ebba Brahe, die schönste, holdeste und vornehmste Jungfrau Schwedens, heimzuführen. Und er jubelte mit Grund, denn Ebba besaß eine erstaunliche Selbstbeherrschung; sie war immer freundlich, und wenn nicht gerade warm, so doch zuvorkommend gegen den verliebten Bräutigam, der die Hoffnung hegte, bald ihr ganzes Herz, ihre unbegrenzte Liebe zu gewinnen.

Allein was Ebba dachte und fühlte, das weiß nur Gott und die stille Nacht, in welcher oft ihre Thränen rannen, ohne daß Jemand, und am allerwenigsten der

glückliche Gatte, eine Ahnung davon hatte; er glaubte, sie sei vollständig mit ihrem Schicksal ausgesöhnt.

Noch immer, trotzdem zwei ganze Wochen seit dem Hochzeitstage verstrichen waren, dauerten die lärmenden Festlichkeiten fort, denn die Vereinigung des jungen Paares mußte, der Sitte gemäß, aufs Glänzendste bei den zahlreichen Anverwandten gefeiert werden.

Und der arme König — ihm waren diese fröhlichen Tage Trauerfeste. Der lächelnde Traum seiner Jugend, sein ganzes irdisches Glück wurde ja zur Gruft getragen. Was ihm den tiefsten Schmerz bereitete, war die scheinbare Ruhe Ebba Brahe's, die er, sowie alle Anderen, als wirkliche Zufriedenheit betrachtete.

„So schnell vermochte sie also ihre Schwüre zu vergessen!“ seufzte er. Zwar hat sie selbst und freiwillig jedes Band zwischen uns gelös't und mir mein Versprechen zurückgegeben, allein . . .“

Ein tiefer, herzzerreißender Seufzer folgte immer auf diesen Gedanken.

Armer Gustav Adolph! Hättest Du nur eine einzige Secunde in dieses Herz blicken können, in welchem Dein Bild noch immer als unumschränkter Herrscher waltete, Du würdest Dich beruhigt haben: Ebba's Herz empfand denselben tiefen Schmerz, wie das Deinige.

So egoistisch ist die Liebe!

Jedoch wir kehren zu dem Ausgangspunkte unseres Kapitels zurück.

Noch dufteten die Hochzeitskränze und noch waren die Freudenlieder nicht verklungen, noch weniger die lauten Wünsche für das Glück der Neuvermählten, als eine traurige Nachricht plötzlich nicht allein der langen, qualvollen Verstellung der Braut und des Königs, sondern auch der triumphirenden Freude der Königin und des Reichsraths ein Ende machte. Bald nahmen die fröhlichen Gesichter einen traurigen Ausdruck an, und alle die Lippen, die pflichtschuldigst nur von Freude und Hoffnung, von Allem, was das Leben Schönes und Herrliches besitzt, gesprochen hatten, flossen bald von Trauerworten über, die vielleicht nur bei ganz Wenigen einen Wiederhall in ihren Herzen fanden.

Herzog Johann von Oestergothland, anfänglich ein eifriger und fröhlicher Theilnehmer der Vergnügungen und Festlichkeiten, die in Veranlassung von der Vermählung Ebba Brahe's stattfanden, hatte sich gerade bei diesen Festlichkeiten heftig erkältet, was bei einem andern jungen Manne wenig Bedeutung hätte haben dürfen, aber den Herzog, dessen Gesundheit durch Kummer und langsamzehrenden Schmerz untergraben war, in der empfindlichsten Weise traf.

Sobald er sich unwohl fühlte, verschwand sein Frohsinn, und als die Unpäßlichkeit nicht nachlassen wollte, begann er, der Feste überdrüssig zu werden und sich nach Ruhe und Einsamkeit zu sehnen.

Seine Schwiegermutter, die verwitwete Königin,

versuchte zwar, ihn durch Ueberredung zurückzuhalten, allein der Herzog wollte durchaus nach Braborg, und trat auch eiligst die Reise an, nur begleitet von seinem Freund und Vertrauten, Graf Erik. Diesem war es jedoch bei weitem nicht angenehm, und es kostete ihm viele Ueberwindung, die fröhlichen Feste zu verlassen und plötzlich nach dem, jetzt mehr denn jemals öden Braborg zu reisen.

Und — wir wissen es zur Genüge — es waren nicht allein die Fröhlichkeit und die prächtigen Feste, die Graf Eriks Herz in der Hauptstadt zurückhielten, während seine Person sich immer weiter von derselben entfernte, um durch Nacht und Nebel eiligst an der Seite des eben so schwermüthigen, wie kranken Herzogs nach Oestergothland zu reisen.

„Wie das doch langsam geht!“ rief Herzog Johann einmal nach dem andern aus, und doch hieb der fürstliche Kutscher nicht gerade sanft auf die armen, mageren Bauernpferde ein, die vor dem fürstlichen Wagen dahintrabten.

„Von den vielen, verschiedenen Wohnungen, die ich in Schweden, und namentlich in dem Umkreise meines Herzogthums, besucht habe,“ sagte Johann eines Tages zu seinem Freunde, während sie sich noch unterwegs befanden, „bin ich immer am liebsten auf Braborg gewesen. Dort will ich auch sterben. Allein, ich wünsche,

recht bald dort zu sein, denn ich fühle, daß meine Tage gezählt sind."

Seine Gemahlin war in Stockholm am Hofe der Mutter zurückgeblieben, woselbst man noch tanzte und jubelte. Die Herzogin hatte zwar dann und wann Anfälle von ihrem Krampf und nervösen Uebeln, aber wenn sie gesund war, liebte sie sehr, Theil an der Freude zu nehmen, und es fiel ihr gar nicht ein, so plötzlich von dem strahlenden Hofe abzureisen, um ihrem Gemahl zu folgen, dessen Rückkehr sie überhaupt nur als eine Grille betrachtete. Es war natürlich, daß auch Niemand sie dazu zu überreden versuchte, denn in Bezug auf das Wohlbefinden des Herzogs war sie leider ganz und gar entbehrlich.

Kaum war Johann auf Braborg angelangt, als er das Bett hüten mußte. Daß er ernstlich erkrankt sei, bemerkte Jeder, und er selbst hatte ja bereits gesagt, daß er bald den Tod erwarte. Nichtsdestoweniger bestand er hartnäckig darauf, allein, und von seinen Anverwandten getrennt zu bleiben; er wollte nur seinen treuen Jugendfreund um sich haben. Allein Graf Erik wagte diese Verantwortung nicht auf sich zu nehmen, und ließ gegen Willen und Wissen des Herzogs einen Eilboten nach dem königlichen Hofe in Stockholm abgehen.

Alsdann wurden die Festlichkeiten eingestellt; die lärmende Fröhlichkeit schwieg und die hohen Gemächer

des Schlosses entleerten sich, um bald darauf in schwarzer Trauertracht sich zu öffnen.

Und jetzt begaben Alle sich auf den Weg nach Oestergothland; die verwitwete Königin Christina sehr niedergeschlagen, der König mehr erfreut, als traurig, die Herzogin vollkommen gleichgiltig, und Karl Philipp mit schwerem Herzen und thränenvollen Augen, denn er hatte immer seinen Schwager, den guten, gefühlvollen Johann, lieb gehabt.

Die Königin, aus deren Augen vor Kurzem die Freude über einen gewonnenen Sieg gestrahlt, wurde plötzlich niedergeschlagen, denn jetzt fühlte sie sich mehr denn je von den bittersten Gewissensqualen geplagt. Es war ihr klar, daß der junge Fürst, zu dessen Krankenlager, vielleicht zu dessen Todeslager sie jetzt gerufen war, hauptsächlich ihr das ganze Unglück seines Lebens zu verdanken hatte. Denn von ihr war zuerst der Gedanke ausgegangen, durch die Vermählung mit Maria Elisabeth den Prinzen Johann unschädlich zu machen. Christine wußte, daß ihre Tochter nie und nimmermehr ehrgeizige Gedanken in Johann erwecken würde, was vielleicht eine fremde, kluge Fürstin hätte thun können; und Karl IX., sehr eifersüchtig in Betreff der Thronfolge für seinen Sohn, beeilte sich, auf den Rath seiner Gemahlin, den Prinzen Johann von jedweder Verbindung mit einer fremden fürstlichen Familie abzuhalten, wohl wissend, daß der junge Prinz, sich selbst überlassen,

nie daran denken würde, die Hand wieder nach der Krone auszustrecken, der er sich einmal entsagt hatte.

Allein jetzt schien es Christinen, und zwar in einem höheren Grade, als je, daß sie eine große Sünde begangen, als sie mit so vieler Hartnäckigkeit die unglückselige Vermählung betrieben. Sie hätte die Geistlichkeit darüber bestimmen, sie hätte vor allen Dingen den Ereignissen freien Lauf lassen sollen, — so dachte sie jetzt.

Sie vermochte nicht, das unheimliche Gefühl zu bewältigen, daß der häusliche Kummer des Herzogs Schuld an der Krankheit sei, die jetzt wahrscheinlich seinem Leben ein Ende machen würde. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß er bald, sie anklagend, vor einem höheren Richter stehen würde, und ihr Herz klopfte gewaltsam, wenn sie an den Augenblick dachte, in welchem sie den Sterbenden um Verzeihung bitten mußte. Wenn er ihr dieselbe versagte! . . . Christina war plötzlich erweicht und ganz wie umgewandelt worden. Allein es war auch das Gewissen, dieser strenge Tyrann, der jetzt zu ihr herantrat.

Was den König betraf, so haben wir bereits gesagt, daß er mehr erfreut, als verstimmt war. Nicht, daß der Egoismus bei ihm vorherrschend war, aber wir müssen zwar gestehen, daß Gustav Adolph erfreut war, jenen lärmenden Festen den Rücken kehren zu können, die ihn mit der raffinirtesten Grausamkeit an den schmerzlichen Verlust erinnerten, den er erlitten; aber er dachte

auch weiter und tiefer, und nicht allein seinetwegen trat er ohne Widerstreben die plötzliche Reise nach Braborg an. Im Herzen des großen Gustav Adolphs hatte das schwedische Volk immer einen Platz neben der geliebten Jugendfreundin, und es war also kein Wunder, daß er, als die Pflicht es ihm verbot, an sie zu denken, sich vor allen Dingen mit seinen tapfern, edlen Schweden beschäftigte, und daß es ihm als ein Glück erschien, wenn er Oestergothland vielleicht bald wieder unter seine Herrschaft bringen könnte.

Elftes Kapitel.

Im April 1618.

Mit den ersten Frühlingstagen begannen die Kriegsrüstungen und die schwedischen Krieger putzten freudig ihre Waffen. Im Hafen beim Schiffsholm war Alles in Bewegung, denn die Flotte wurde behufs des Kriegs gegen Polen segelfertig gemacht.

Und Erik Porten, ein junger, reicher Kaufmann in Stockholm, sowie Meister Paul, der Inhaber der großen Speicher im Hause des Reichsraths Skytte, hatten vollauf zu thun, indem diese beiden reichsten und angesehensten Leute der Hauptstadt die größten Leverancen für den Bedarf der Flotte hatten.

Ueberall, wo die Kriegsrüstungen betrieben wurden, zeigte der König sich oft und plötzlich. Er übersah Alles mit seinem sicheren, klaren Blick; belehrte durch

seinen Rath und ermunterte durch seine Stimme. Wo er anwesend war, schritt die Arbeit mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts, denn man gehorchte ihm ebensoviel aus Neigung, wie aus Furcht, und es gab wohl Niemand, der es wollte oder wagte, ihm entgegen zu handeln.

Herzog Johann von Oestergothland war schon seit lange gestorben und begraben, und gleichsam damit vergessen. Er war ein guter, friedsamer Mann, aber unthätig und verschwenderisch, unbedeutend und unglücklich; die Geschichte weiß nur, daß er gelebt hat und gestorben ist. Sein Jugendfreund, Graf Erik Leijonhufwud, trauerte tief und aufrichtig um ihn; aber er gönnte ihm aus vollem Herzen die Ruhe unter der grünen Erde, auf welcher er sich nie zufrieden gefühlt hatte.

Sein Tod war der eines wahren Christen gewesen. Dem König hatte er sein Herzogthum und seine unglückliche Gemahlin empfohlen, der verwitweten Königin hatte er aufrichtig verziehen, als sie sich selbst die Schöpferin seines Unglücks nannte, von Allen, selbst von seinem geringsten Diener hatte er einen rührenden Abschied genommen.

Was die Herzogin, seine Gemahlin, betraf, hatte diese während der ganzen Krankheit des Herzogs die größte Gleichgiltigkeit zur Schau getragen. Als er aber endlich in rührenden Worten Abschied von ihr

nahm, fiel sie zu Boden und bekam die heftigsten Convulsionen. Nach seinem Tode ergriff sie ein tiefer Schmerz, als hätte sie erst jetzt entdeckt, daß sie ihn liebe. Sie war kaum von der Leiche wegzubringen, und von dem Augenblicke, wo dieselbe beigesetzt war, gingen ihre Convulsionen in Stumpfsinn, Trübsinn und fast Wahnsinn über. Fünf Monate nach dem Tode des Herzogs trug man sie als Leiche in dieselbe Gruft neben den Verschiedenen, und das Herzogthum Oestergothland wurde von der Krone eingezogen, wie es der König schon vor dem Tode des Herzogs bestimmt hatte.

Die Schulden des Herzogs Johann waren unermeßlich groß, und eine seiner letzten Bitten an den König war, daß dieser verhüten möchte, „daß betrogene Gläubiger sich beklagen und sein Andenken verwünschen."

Endlich war Alles zur Abreise des Königs bereit; der Krieg mit Polen sollte wieder beginnen.

Am Tage vor seiner Abreise begab er sich zu seiner Halbschwester, der Prinzessin Katharina, oder der Pfalzgräfin, wie sie gewöhnlich nach ihrer Vermählung mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken, Johann Casimir, genannt wurde.

Die Prinzessin war allein, wenn man ihre kleine Tochter, Christina Magdalena,*) ausnimmt, die damals nur zwei Jahr alt war und welche die Mutter liebkos'te. —

Bei dem Eintreten des Königs wollte die Prinzessin sich erheben; allein er verhinderte sie daran, und anstatt, wie sie ihn bat, Platz zu nehmen, blieb er, die Arme über die Brust gekreuzt, vor ihr stehen und betrachtete mit vielem Interesse die schöne Gruppe, die Mutter und das Kind.

„Mein edler Bruder und König!" sagte die Prinzessin und lächelte Gustav Adolph an; „es freut mich, Dich so zufrieden zu sehen."

„Zufrieden?" wiederholte der König.

„Ja," erwiederte die Prinzessin. „Ich habe Dich lange nicht mit einer so klaren Stirne gesehen. Wenn ich Dich nicht so innig liebte, würde ich Dir zürnen."

„Zürnen? . . . Und weshalb?"

„Weil Du so zufrieden erscheinst, gerade jetzt, wo Du im Begriff stehst, uns zu verlassen."

„Ach, Katharina!" seufzte der junge Monarch; „ich habe mich lange nach der Zerstreuung gesehnt, die ich jetzt auf dem Kampfplatze finden werde. Aber Dich, Schwester, bewundere ich."

---

*) Später mit Prinz Friedrich von Baiern vermählt.

„Du bewunderst mich, mein Bruder! . . . Und aus welchem Grunde?“

„Aus dem Grunde, daß Du, gerade Du, ruhiger und zufriedener erscheinst, als je. Und doch reiße ich in wenigen Tagen Deinen Gemahl aus Deinen Armen, um ihn weit von Dir zu führen.“

„Ach, Bruder, das ist ja das Loos des Weibes eines jeden Kriegers; Alle werden sie ja jetzt bald ihre Männer vermissen. Vielleicht bin ich doch die Glücklichste; denn mein Gatte kämpft ja neben unserm geliebten König und . . .“

Hier hielt sie plötzlich, mit den hervorbrechenden Thränen kämpfend, inne.

„Siehst Du,“ sagte der König, „Du wolltest Dich stärker machen, als Du bist. Es ist doch zu beklagen, daß Johann Casimir Dich gerade jetzt verlassen muß.“

„Ja, jetzt werden wir Damen es recht einsam haben,“ erwiederte die Pfalzgräfin und versuchte zu lächeln. „Ihr verlaßt uns Alle; Alle, sogar Karl Philipp, der in diesen Tagen seine Reise ins Ausland antreten wird.“

„Viele reisen mit Sehnsucht und Freude, Andere mit Kummer,“ erwiederte Gustav Adolph. „Von Allen jedoch beklage ich in der That Graf Jacob de la Gardie.“

„Und weshalb gerade Graf Jacob?“

„Du fragst?“

„Ja, mein Bruder.“

„Bedenke doch, geliebte Schwester, — Ebba's Gemahl zu sein, und nach einer Ehe von sieben Wochen, sie auf lange, lange Monate hin verlassen zu müssen! . . . O, das muß entsetzlich sein. Meine Eifersucht verschwindet ganz bei dem Gedanken an diese Trennung, die er doch tragen muß, wie es einem Mann und einem Helden geziemt.“

Die Prinzessin bemerkte, daß ihr hoher Bruder bei diesen Betrachtungen in eine düstere Stimmung gerieth; sie antwortete ihm deshalb nicht, sondern reichte ihm das kleine Mädchen hin, welches lächelnd die Arme gegen ihn ausstreckte.

Der König setzte sich, stellte das Kind auf seine Knie und ließ es mit seinem Bart und dem breiten, weißen Halskragen spielen.

Nachdem er die kleine Prinzessin mehrere Male geküßt hatte, reichte er sie wieder der Mutter.

„Liebe Schwester!“ sagte er, „möchte doch das Kind, dem Du während meiner Abwesenheit das Leben schenkst, ein Knabe werden!“

„O,“ antwortete die Pfalzgräfin, „das ist mir gleichgiltig.“

„Aber mir nicht, Katharina.“

„Nicht? . . . Weshalb?“

„Weil Du mir einen Nachfolger auf den schwedischen Thron schenken mußt.“*)

„Ich?“ rief die Prinzessin erstaunt.

„Ja, Du. Wem sollte ich wohl, wenn ich einmal sterbe, den Thron und das Reich lieber hinterlassen wollen, als dem Sohne einer geliebten Schwester, die mir immer in allen Verhältnissen des Lebens rathgebend und tröstend zur Seite gestanden hat?“

„Um Gottes willen, mein edler Bruder, rede nicht so!“ bat Katharina mit einem Ausdruck wirklichen Kummers. „Sollte Gott Dir das Glück entziehen, selbst einen Sohn zu erhalten?“

„Ich habe den Entschluß gefaßt, mich nie zu vermählen.“

„Entschluß? . . . Das ist unmöglich. Mein Bruder und König, der Abgott Schwedens, der Stolz und die Hoffnung des Reiches, der schon große Gustav Adolph, auf welchen schon ein ganzer Welttheil mit Bewunderung blickt, sollte einen so unüberlegten Entschluß gefaßt haben, wie der, sich nicht zu vermählen, in der That ist? — Nein, mein Bruder; Du weißt gar zu wohl, was Du dem Lande schuldig bist, an dessen Spitze Du stehst; das Volk fordert von Dir nicht allein das

*) Diese prophetischen Worte soll Gustav Adolph in der That zu der Pfalzgräfin geäußert haben, deren Sohn Karl Gustav auch später König von Schweden wurde.

Glück der Gegenwart, sondern auch die Sicherstellung dieses Glückes für die Zukunft."

„Und dieses Glückes wegen, wie Du es nennst, muß ich geopfert werden? Durch Gewalt und List, boshaft und mit Schadenfreuden hat man mich aus den Armen des einzigen Weibes gerissen, das ich zu lieben vermochte. Wohlan! . . . Ich habe den Wünschen der Stände nachgegeben, und wir sind quitt."

„Du irrst Dich, mein edler Gustav Adolph. Die Wunde Deines Herzens ist noch zu frisch, es erfordert Zeit, bis sie vernarbt. Ich hege die Vermuthung, daß Du in einigen Monaten Deine heutigen Worte nicht wiederholen wirst, und später, hoffe ich, wird Alles anders kommen. Die schöne Churfürstin von Brandenburg wird . . ."

„Sprich nicht von ihr, Schwester, ich will nichts davon hören."

„Aber die Churfürstin soll sehr liebenswürdig sein."

„Noch ein Mal, nenne sie nicht."

„Ich werde schweigen, wenn Du es befiehlst. Doch — etwas Anderes ruft mein Erstaunen hervor . . . Du sprichst nicht von unserm jüngern Bruder, indem Du der traurigen Möglichkeit gedenkst, daß Du ohne Kinder sterben solltest."

„Nein, Katharina, ich rede nicht von ihm, und zwar mit Fleiß. Karl Philipp ist ein edler, liebenswürdiger junger Mann, aber zum Regent taugt er

nicht. Unsere Frau Mutter hat ihn durch ihre Verzärtelung dazu untauglich gemacht.“

„Ich glaube, Du urtheilst zu hart,“ sagte die Prinzessin. „Indessen wollen wir hoffen, daß die Rede nie von seinen Ansprüchen auf die schwedische Krone sein wird; denn die Liebe, mein großer Bruder, wird noch einmal Dein Herz erwärmen, und alsdann wird sie nicht, so wie jetzt, Deine Hoffnungen zu Schande machen. Ich sehe Dich in der Zukunft als ein glücklicher Gatte und Stammvater eines Geschlechts, das Jahrhunderte hindurch an der Spitze des alten, guten Schwedens stehen wird.“

Das Gespräch zwischen dem König und seiner Schwester wurde hier durch das Eintreten des Pfalzgrafen unterbrochen.

Zwölftes Kapitel.

Mutter und Tochter.

„Mein Gott, Anna! ... Woher kommst Du?“ rief Frau Maria Skytte ihrer ältesten Tochter erstaunt entgegen, als diese eines Vormittags plötzlich zu ihr eintrat; denn Anna war diese Woche diensthuende Hofdame.

„Bin ich denn ein Fremdling im Hause meiner Eltern geworden?“ frug Anna mit einem mißglückten Versuche, zu lächeln.

„Wie Du sprichst!“ erwiederte die strenge Mutter. „Ich glaube, Du weißt nicht recht was Du sagst.“

„Wie so, beste Mutter?“

„Wie so ... Du sagst, Du bist ein Fremdling hier ... Allerdings bist Du manchmal längere Zeit abwesend; aber dann bist Du ja wiederum auch längere Zeit zu Hause.“

„O, beste Mutter, das war *ein* Scherz.“

„Ein Scherz? ... So—o? ... Du scherzest, Du?“

„Ich? ... Ja — warum nicht?“ sagte Anna und wandte sich nach dem Fenster.

„Mein Kind!“ sagte Frau Maria, bei welcher die zärtliche Mutter schon die Strenge verdrängt hatte; „es ist nicht richtig mit Dir.“

„Richtig? ... Wie meinen Sie das, liebe Mutter?“

„Ich meine, daß Du mir etwas verheimlichst, und darin thust Du Unrecht, Anna.“

„Und was sollte ich verheimlichen?“

„Was weiß ich? Irgend einen Kummer; einen tiefen Kummer, der an Deinem Herzen nagt.“

„Gewiß nicht.“

„Sprich nicht so, mein Kind. Das Auge einer Mutter ist scharf, wenn es dem Weh und Wohl des Kindes gilt. Dem Blick einer Mutter ist das Herz der Tocher wie ein durchsichtiges Glas.“

Anna fuhr unwillkürlich bei diesen Worten zusammen und dachte:

„Mein Gott, sollte sie mich durchschaut und meine Liebe zu dem Herzog entdeckt haben?“

„Anna!“ fuhr Frau Skytte fort, indem sie auf die Tochter zutrat und ihre Hand ergriff; „Du thust Unrecht, daß Du nicht Deine Mutter zur Vertrauten in Deinem Kummer wählst. Zwar bin ich streng;

aber Gott, der in mein Herz blickt, weiß am besten, daß dessenungeachtet keine Mutter ihre Kinder mit größerer Liebe umfassen kann, als ich.“

Ohne ein Wort zu reden, ergriff Anna die Hand ihrer Mutter und drückte sie an ihre Lippen.

„Du giebst Dir Mühe, zu lächeln,“ fuhr Frau Maria fort, „allein ich sehe es deutlich, Du möchtest lieber weinen.“

Und sie hatte Recht. Anna weinte immer, wenn sie es ohne Zeugen thun konnte. Sie weinte über die bevorstehende Reise Carl Philipps ins Ausland, die er in einigen Tagen antreten würde, um ein ganzes Jahr wegzubleiben.

„Nun? ...“ fuhr die Mutter fort, „wirst Du mir Dein Vertrauen schenken?“

Anna kämpfte sichtbar gegen ihre hervorbrechenden Thränen an.

„So,“ sagte die Mutter, „lege Dir jetzt keinen Zwang mehr an, mein liebes Kind. Du bist jetzt nicht am Hofe, wo man vorsichtig und genau jede Miene abwägen muß, sondern allein mit Deiner Mutter, die Dich innig lieb hat und Dein Wohl will. Daran zweifelst Du doch nicht; denn wer sollte uns wohl inniger zugethan sein, als eine Mutter, die uns unter ihrem Herzen getragen? ... Komm, Anna, und weine Dich aus in meinen Armen, und erzähle mir nachher den Kum=

mer Deines Herzens, vielleicht weiß ich ein Mittel dagegen.“

Noch nie hatte Anna eine so zärtliche Theilnahme bei ihrer Mutter gefunden. Es rührte sie tief, daß diese strenge, stolze Dame sich einmal herablassen konnte, die Vertraute eines ihrer Kinder zu sein.

Sie gehorchte nun auch der Mutter, sie warf sich an ihre Brust und weinte laut. Frau Skytte nahm Platz auf einer, mit einem rothen Scharlachkissen bedeckten Bank und zog Anna neben ihre Seite, etwas ganz und gar Unerhörtes, etwas, was noch nie früher geschehen, so eifersüchtig war Frau Maria, wenn es dem Respekt der Eltern gegenüber galt, und ihre Kinder, sowohl die Söhne wie die Töchter, mußten gewöhnlich; wenn sie mit ihr sprachen, in einer sehr ehrfurchtsvollen Stellung ihr gegenüber stehen bleiben.

„Glaube mir, mein Kind, ich weiß, was Dir fehlt,“ begann sie nach einer längern Pause.

Anna zitterte, denn sie wußte mit Bestimmtheit, daß die Mutter mit strengen Worten gegen ihre Liebe zu dem Herzog auftreten würde.

„Du weißt, wie sehr ich gegen Deinen Wunsch, Hofdame zu werden, war,“ fuhr Frau Maria fort, „und deshalb willst Du, darfst Du Dich vielleicht nicht beklagen.“

Das junge Mädchen athmete wieder auf.

„Du fühlst Dich unglücklich am Hofe.“

„Ja, ja!“ schluchzte Anna, indem sie doch eigentlich erfreut war, auf solche Weise den eigentlichen Grund ihres Kummers verheimlichen zu können.

„Wußte ich es nicht!“ meinte die Mutter und sah aus, als wenn sie die Tochter ganz und gar durchschaut hätte. „Du hast es tausend Mal bereut, daß Du in die goldnen Säle des königlichen Schlosses gekommen bist.“

Anna schwieg, denn was sollte sie antworten. Königin Christina war sehr unverträglich; allein noch hatte Anna ihre Stellung am Hofe nicht bereut.

„Erzähle,“ fuhr die Mutter fort. „Halte nicht länger zurück. Als wenn ich nicht wissen sollte, wie die verwitwete Königin ist! ... Sie hat Euch wohl wieder einmal tüchtig ausgeschimpft?“

„Sie schimpft uns immer, beste Mutter.“

„Ja, ja, ich weiß schon ... ich weiß schon — Ihr glaubt immer, Kinder, daß ich streng bin; aber Christina ist noch viel ärger.“

„Meine Mutter ist immer gerecht,“ antwortete Anna.

„Ja, das darf ich von mir sagen,“ erwiederte Frau Maria. „Gerecht muß man sein, sonst ist die Strenge nicht von Gutem. Allein erzähle mir jetzt, mein Kind, was es denn eigentlich mit der Königin ist?“

„Man kann ihr gar nichts recht machen, beste

Mutter. Nie kann man genug nähen oder sticken und nie ist es so, wie sie es haben will. Wir, ihre Hofdamen, arbeiten wie die Sclaven und wagen kaum von der Arbeit emporzublicken, noch weniger ein Wort zu reden, und doch behauptet sie, daß wir gar nichts thun. In den letzten Tagen ist sie sehr ungehalten darüber gewesen, daß der schlechte Zwirn, womit wir nähen, nicht hält und daß zu viel Zwirn daraufgeht."

„Hm, hm!" murmelte Frau Skytte und schüttelte den Kopf.

„Und wissen Sie, gute Mutter, was die Königin jetzt thut?" frug Anna.

„Sie mißt doch wohl nicht die Zwirnfäden aus?"

„Ja, das thut sie gerade. Sie mißt selbst uns die Zwirnfäden zu, wie lang sie sie haben will, denn, sagt sie, wenn der Faden an der Nadel zu lang ist, wird zu viel Zeit mit dem Nähen verschwendet und wenn er zu kurz ist, wird zu viel Zeit mit dem Einfädeln vergeudet."

„Das ist doch zu arg! Sie ist ärger als ich," erwiederte Frau Maria lächelnd.

„Und wissen Sie, Mutter," fuhr Anna fort, die Gelegenheit, sich zu beklagen, mit Freuden ergreifend, „wenn der schlechte Zwirn manchmal entzweigeht und sie ein kleines Ende auf dem Tische liegen gesehen hat, dann ist sie außer sich über solche Verschwendung und schlechte Wirthschaft gewesen, so daß wir uns jetzt nur

dadurch zu retten wissen, daß wir die Zwirnsenden aufessen.“ *)

„Ha, ha, ha!“ lachte Frau Maria, und es war höchst selten, daß sie lachte. Aber sie wurde auch gleich wieder ernst und sagte:

„Es ist in der That Sünde, und Ihr seid zu beklagen, Ihr armen Mädchen, daß Ihr eine solche Königin umgeben müßt. Denn wenn sie so in kleinen Dingen ist, wie wird sie dann in größeren sein?“

„Ach, Mutter!“ seufzte Anna, die jetzt, wo Karl Philipp im Begriff stand, abzureisen, alle Kraft verloren hatte, die Sclaverei zu ertragen, die sie freiwillig auf sich geladen, „die Königin ist entsetzlich. Sie bringt uns Alle von Sinnen; wir wissen gar nicht, was wir thun sollen.“

„Glaubst Du nicht,“ frug die Mutter, „daß ich das lange bemerkt habe? Namentlich während des letzten Monats bist Du ganz verstimmt gewesen. Aber ich sollte Dich doch eigentlich nicht beklagen, denn vor allen Dingen, was wolltest Du am Hofe?“

„Mein Vater wünschte es.“

„Schiebe die Schuld nicht auf Deinen Vater, Kind. Es ging jedenfalls von Dir aus, wenn auch Dein Vater sehr gern seine Einwilligung gab. Doch

---

*) Historische Thatsachen.

sage mir: ist es auch Dein Vater, der Dich bei der Königin zurückhält?"

Anna stutzte und erröthete.

„Ich kann," stammelte sie, „nicht wieder vom Hofe loskommen."

„Und weshalb?"

„Mein Vater würde in Ungnade fallen, wenn ..."

„Allerdings," unterbrach die Mutter sie, „würde Christina erzürnen, wenn Du ohne Weiteres Deinen Abschied fordertest; allein gegen einen so gültigen Grund, wie eine Vermählung, wird sie jedoch nichts einwenden können. Beeile Dich deshalb, Dich mit Graf Erik zu verloben, und ich gebe Dir mein Wort, daß Du an demselben Tage von Deiner qualvollen Stellung am Hofe befreit werden sollst."

„Nein, gute Mutter, verzeihen Sie es mir, aber ich glaube, Sie irren sich, denn wenn ich auch verlobt wäre, ich müßte doch am Hofe der Königin bleiben, wenn sie es wünschte."

„Nun, so vermähle Dich, mein Kind. Wir werden eiligst das Hochzeitsfest bereiten. Das Haus ist, Gottlob! in solcher Ordnung, daß wir zu jeder Zeit ein großes Fest geben können und zwar ohne viele Vorbereitungen. Und was Deine Aussteuer betrifft, dann weißt Du selbst, daß die seit einem ganzen Jahre in Ordnung ist und nur auf Dich wartet."

Anna senkte den Kopf, und zwar sehr tief, um ihre innere Regung nicht zu verrathen.

„Ja, ja," fuhr die Mutter fort, „was ich sage, ist mein völliger Ernst. Graf Erik zieht zwar in wenigen Tagen mit dem König in's Feld, allein was schadet das? Du kehrst doch jedenfalls von Deiner Stellung als Hofdame zurück und würdest als eine junge Strohwitwe im Hause Deiner Eltern verweilen können. Würde das nicht schön sein?"

„Nein, mein Gott! ... Mein Gott! ... Gewiß nicht."

„Nicht? ... Was sagst Du, Mädchen?"

„Es ist zwar schön, im Hause meiner Eltern zu sein; doch — lieber bis zu meinem Tode Hofjungfrau bei der Königin, als mit Graf Erik vermählt!"

„Du bist ein sonderbares Mädchen! Was hast Du denn gegen den schönen, liebenswürdigen Mann einzuwenden?"

„Weiter nichts, Mutter, als daß ich ihn nicht lieben kann."

„Das wird kommen, mein Kind. Nimm Dir ein Beispiel an Ebba Brahe. Glaube mir, sie war auch weit davon entfernt, den edeln Graf Jacob zu lieben; im Gegentheil, er war ihr sehr gleichgiltig, das weiß die ganze Welt. Allein sie war ein kluges Mädchen und fügte sich den Rathschlägen vernünftiger Leute. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie wohl sie sich

in ihr Geschick fügt, und ganz gewiß wird sie eine eben so glückliche, wie würdige Gattin werden. Bedenke, Anna, daß Ebba viele Jahre hindurch eine treue Liebe im Herzen gehegt, wo hingegen Du, soviel ich weiß, noch nicht Liebe zu Jemand gefaßt hast."

Anna beugte sich. Es mußte etwas an einem ihrer schwarzen, seidenen, mit Silber gestickten Schuhe, nicht in Ordnung sein, denn sie beschäftigte sich lange mit demselben.

„Was thust Du dort?" frug endlich Frau Maria ungeduldig, denn sie begriff nicht, daß Anna nur ihr erröthendes Antlitz verbergen wollte. Und doch hatte die strenge Frau kurz vorher geäußert, daß das Herz einer Tochter dem Auge einer Mutter gegenüber wie ein durchsichtiges Glas sei.

Indeß hatte Anna sich etwas gesammelt und erhob sich wieder.

„Es scheint mir," begann Frau Maria aufs Neue, „als habe ich gehört, daß Herzog Johann auf seinem Sterbebette mit Dir zum Vortheil des Grafen Erik gesprochen?"

„Ja, allerdings, gute Mutter. Ich war im Gefolge der Königin auf Braborg. Als Herzog Johann uns alle um sein Todeslager versammelt und Abschied nahm, von der Herzogin die ihren Krampf bekam, von der Königin, die laut weinte, vom König, der tief gerührt war, und von Herzog Karl Philipp, über dessen

Wangen klare Thränen rollten, sprach er zu seinem Jugendfreund, Graf Erik, in der rührendsten Weise, worauf er meinen Namen nannte, und ich genöthigt war, hervorzutreten. Da ergriff der sterbende Fürst meine Hand und wollte sie in Graf Eriks legen, aber ..."

„Aber?" wiederholte Frau Maria, als Anna hier plötzlich innehielt.

„Aber," fuhr Anna fort, „ich zog die Hand zurück."

„Du zogst die Hand zurück?" rief die Mutter bestürzt.

„Und sollte ich es nicht, Mutter? Ich weiß ja, daß das, was man einem Sterbenden verspricht, wie ein heiliger Eid gehalten werden muß, und ich hütete mich wohl, ein Versprechen abzugeben, das ich nie hätte erfüllen können."

„Aber das war ja den Todten zu betrüben, Anna."

„Vielleicht, gute Mutter; es war jedoch besser, als wenn ich einen Meineid begangen hätte."

„Nun, aber ... liebe Anna; ich verstehe das Alles nicht! Wahrscheinlich, weil ich es nur habe erzählen hören und weil Du selbst nie mit mir davon gesprochen hast. Erzähle mir jetzt, wie das eigentlich kam."

„Als der sterbende Herzog meine Hand ergriff und sie in Graf Eriks legen wollte, zog ich sie schnell zurück und der Kranke wurde ersichtlich darüber betrübt

und sagte: — Sie wollen also nicht die letzte Bitte eines Sterbenden erfüllen? — Gnädiger Herr, antwortete ich, — ich darf mich nicht durch ein heiliges Versprechen binden. — Und weshalb? frug er. — Weil, antwortete ich, — ich den Grafen nicht zu lieben vermag und ...“

„Und? ... Weiter sagtest Du nichts?“

„Nein, Mutter, ich brach plötzlich ab; aber der Herzog verstand mich sehr gut, denn er seufzte und sagte: — Ja, ja, eine Ehe ohne Liebe ist ... Auch er sprach seine Meinung nicht aus. Aber nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: — Ich glaubte doch, Sie würden mit der Zeit meinen ehrenwerthen Freund, Graf Erik, lieben können; er ist ein guter, vortrefflicher Mensch. Allein, wenn es so zusammenhängt, dann ... Er winkte mit der Hand und ich zog mich zurück.“

„Indessen,“ erwiederte Frau Skytte, „verhindert das Alles nicht, daß Du später Neigung für Graf Erik fassen und Dich mit ihm vermählen kannst. Herzog Johann wird dabei, wenn es wahr ist, daß die Seligen von ihrem Himmel auf diejenigen herniederblicken können, die sie lieb gehabt haben — nur Freude empfinden; und wir, Deine Eltern, werden uns gleichfalls nicht allein auf einen solchen Schwiegersohn, wie Graf Erik, freuen, sondern auch darüber, daß eins unserer vielen Kinder, die wir Alle gleich sehr lieben, so gut und so ehrenwerth fürs ganze Leben versorgt sein würde.“

Frau Maria sprach hier wie jede praktische, um-

sichtige Mutter, sehr prosaisch und vernünftig. Erst dachte sie an das Auskommen, dann an den Rang, und was die Liebe betraf, dann schien es, als hätte sie während einer zwanzigjährigen Ehe vergessen, wie diese gerade bei einem siebzehnjährigen Mädchen zuerst berücksichtigt wird.

Anna warf sich der Mutter zu Füßen und ergriff ihre Hand, die sie heftig an ihre Lippen drückte, indem sie laut weinte.

„Seien Sie gnädig, liebe Mutter!“ rief sie, „und lassen Sie mich unvermählt bleiben!“

Allein Frau Maria, die eine abgesagte Feindin aller übertriebenen Ausbrüche des Gefühls war, ängstigte sich bei diesem Betragen der Tochter, und indem sie sie ermahnte, doch um Gottes willen aufzustehen und sich zu beruhigen, fügte sie hinzu:

„Mag das Gespräch für diesmal zu Ende sein! Sage mir jedoch jetzt, weshalb Du heute mitten am Vormittage nach Hause kommst?“

„Die Königin erlaubte es mir,“ antwortete Anna, „weil sie diesen ganzen Tag bei der Herzogin verbringt.

Dreizehntes Kapitel.

Die letzte Lection.

Kein Tag verstrich, wo nicht Fähndrich Kyle auf dem Schlosse war, und mit dem König und Graf Oxenstierna sprach, welche den jungen Mann aufrichtig liebgewonnen hatten.

Gustav Adolph versprach sich viel von ihm und von seiner Neigung zu dem kriegerischen Leben, und Hans Kyle verwendete fast den ganzen Tag theils auf militairische Studien, theils auf kriegerische Uebungen.

Oxenstierna dagegen war von seinem Wissen und seinen um die damalige Zeit ungewöhnlichen Kenntnissen, überhaupt von seiner allseitigen Bildung eingenommen.

Sowohl der König, wie dessen Freund, bewunderten die Liebe des jungen Mannes zu Schweden und

den Eifer, mit welchem er sich darauf vorbereitete, in's Feld gegen Polen zu ziehen, woselbst er nunmehr keine Anverwandten besaß.

Die geerbten Familiengüter in Schweden hatte er, auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs, in Besitz genommen. Er hatte jedoch zur Bedingung gemacht, daß die Güter während seiner Abwesenheit von Männern verwaltet werden sollten, die der König selbst ernannte, und ferner hatte der neue Besitzer die Hälfte der Einnahmen während zehn Jahren dazu bestimmt, einen Fond zu bilden, aus dessen Zinsen arme, aber fleißige Jünglinge aus dem bürgerlichen Stande in ihren Studien unterstützt werden sollten.

Mit inniger Freude schenkte der edle Gustav Adolph diesem Plane seinen Beifall und bewunderte im Stillen sowohl die Klugheit, wie die Menschenliebe des jungen Gründers dieses Stipendiums.

Etwas Anderes, um welches Kyle sehr eindringlich, wenn auch ganz im Geheimen, den König gebeten hatte, erhielt gleichfalls dessen Beifall. Allein dies verblieb bis auf Weiteres ein Geheimniß zwischen dem edlen Monarchen und seinem neuen Günstlinge.

Hans Kyle hatte nämlich keine Ruhe, so lange er wußte, daß sein Vater unbegraben sei. Zwar war die Leiche des alten Königsmörders ohne allen öffentlichen Scandal bei Seite geschafft worden, denn Gustav Adolph wollte ja, wie wir bereits wissen, aller Oeffent=

lichkeit, in Betreff dieser unangenehmen Sache, entgehen; allein da Niemand, nicht einmal der König, wußte, wer der Alte im Leben gewesen war, so behandelte man seine Ueberreste wie die eines andern Selbstmörders um die damalige Zeit: man verscharrte sie in aller Stille ohne kirchliche Ceremonien, und zwar auf dem Richtplatz, am Galgen.

Von hier aus, in der finstern Nacht, entführte Hans Kyle jedoch die Leiche nach seinem Gute Drettlingen, wo er sie in die Familiengruft beisetzen ließ.

Stumm und mit blutendem Herzen, zwar mehr aus Schmerz, einen solchen Vater gehabt zu haben, als aus Kummer, daß er todt sei, folgte der Sohn den Männern, die er reichlich bezahlt, und denen er einen Eid abgenommen, nachdem diese die Leiche ausgegraben hatten. Und nachdem die Leiche in die Familiengruft, wenn auch so weit, wie möglich von den andern Särgen entschlafener Vorväter, beigesetzt worden war, und der betrübte Sohn sich allein in der Kapelle, bei dem matten Schein einer einzigen Lampe, befand, betete er inbrünstig und lange zu Gott, er möge seinem armen Vater Gnade schenken. Die warmen Gebete des Sohnes mußten hier den Segen der Kirche ersetzen.

Als diese kindliche Pflicht vollbracht, begab Hans Kyle sich sofort wieder auf den Weg nach Stockholm, ohne sich im Geringsten auf dem schönen Gute um-

zuschauen, welches ihm jetzt, sowie mehrere andere, gehörte. Denn ihm war immer unheimlich bei dem Gedanken zu Muthe gewesen, daß er dies Alles geerbt durch den Mord, den sein eigener Vater an dem jungen Kyle verübt hatte, und wenn er daran dachte, daß er ferner die Leiche des Mörders in die Kapelle der Familie heimlich beigesetzt hatte, wo sie nun neben den andern Vorvätern, deren Schild unbefleckt gewesen, verwesen sollte, dann ergriffen ihn tiefe Gewissensbisse.

Doch — er vermochte nicht anders zu handeln. Auf dem Richtplatze konnte er den todten Körper seines Vaters nicht verwesen lassen, denn wer konnte ihm dafür einstehen, daß alsdann nicht das umherirrende, ruhelose Gespenst des Vaters in einer dumpfen Mitternachtsstunde zu ihm herantreten würde? So glaubte er wenigstens.

Man weiß, wie der Aberglaube um die damalige Zeit verbreitet war, und man darf nicht mit Grund fordern, daß Hans Kyle in dieser Richtung so weit vor seiner Zeit voraus sein sollte, daß er nicht von demselben berührt war. Er war Held genug, um allein in der Grabkapelle, bei dem Scheine der einsamen Lampe, und umgeben von Särgen, zu verweilen; aber trotz all' seiner Gelehrsamkeit, war er doch nicht so aufgeklärt, daß er an der damals angenommenen Meinung zwei-

felte, daß die Seelen der Verstorbenen unter gewissen Umständen keine Ruhe nach dem Tode hatten.

Von so vielen neuen Unternehmungen und Gedanken beschäftigt und erfüllt, zeigte Fähndrich Kyle sich nur sehr selten in dem Familienkreise des Reichsraths; allein er behielt doch noch immer seine Wohnung und seinen Platz am Mittagstische im Skytte'schen Hause bei, und zwar stand ihm dieses offen, so lange er es wünschte. Er benutzte auch sehr gern dieses Anerbieten — namentlich was die Wohnung betraf, denn er empfand ein nicht geringes Entsetzen bei dem bloßen Gedanken, daß er das große Haus auf dem Blasiiholm bewohnen solle, woselbst sein alter Onkel wahrscheinlich unter Verwünschungen über denjenigen gestorben war, der den Trost seines Alters, seinen einzigen, hoffnungsvollen Sohn, ermordet hatte.

Frau Maria Skytte blieb sich immer gleich. Sie hatte durchaus nicht ihr Betragen gegen den früheren Lehrer und Handschreiber geändert, obgleich dieser jetzt ein angesehener Mann war. Sie war ihm immer sehr gewogen gewesen, und sie bestrebte sich durchaus nicht, diese Gewogenheit jetzt mehr, denn früher, zur Schau zu tragen, namentlich, weil es ihr nie eingefallen war, sich den jungen Mann zum Schwiegersohn zu wünschen.

Dies that dahingegen der Reichsrath, ihr liebender Gatte. Mitwisser der Liebesgeheimnisse seiner Töchter, wenn er sie auch unverbrüchlich verschwieg, war er, so

wie die Sachen jetzt standen, ganz und gar auf Wendela's Seite übergegangen. Er hatte ja immer seinen eben so tugendhaften, wie kenntnißreichen Handschreiber lieb gehabt und geschätzt, und nur ein einziges Mal war er erbos't auf ihn gewesen, damals, als er in seinen Fieberphantasien sein Geheimniß verrieth und Herr Skytte der Ansicht war, daß es von dem armen Fremdling ohne Namen eine Unverschämtheit sei, eine reiche Reichsrathstochter zu lieben.

Bald begann jedoch der Reichsrath eben so ungeduldig, wie Wendela selbst, zu werden. Stolz, wie Herr Skytte auf seine eben so schönen, wie anmuthigen, kenntnißreichen, wie belesenen Töchter war, schien es ihm, aus leicht verzeihlicher, väterlicher Eitelkeit, daß jeder junge Adliche sich glücklich durch eine Verbindung mit irgend einer von denselben fühlen müsse, und er betrachtete es somitals eine Selbstfolge, daß Fähndrich Kyle sich bald an Wendela wenden würde, wenn er nicht Anna bekommen könnte.

Allein Hans Kyle schien in dieser Beziehung gar keine Eile zu haben.

Unterdessen wurde die junge Wendela, durch den Einfluß eines tiefen und bittern Kummers, immer verschlossener und gedankenvoller; ihre Wangen erblaßten und die oft verweinten Augen verloren den Glanz.

Ihrer Mutter war diese Veränderung nicht entgangen; allein da sie weit entfernt war, den wirklichen

Grund derselben zu errathen, hatte sie sich mit Wendela's Antwort, daß diese deshalb betrübt sei, weil ihre beiden Brüder in den Krieg ziehen sollten, begnügt.

„Mein liebes Kind," hatte Frau Maria gesagt, „Du darfst nicht Deine Gefühle gar zu sehr überhandnehmen lassen. Es ist zwar schön und ehrenwerth, seine Geschwister zu lieben, allein Du mußt doch bedenken, daß es nun einmal das Loos des Kriegers ist, sich den Kugeln und Schwertern entgegenzustellen. Zwar ist es möglich, daß wir weder Johann, noch Jacob wiedersehen werden —" hier zitterte die Stimme der Mutter und sie war genöthigt, sich selbst eine Weile zu unterbrechen, um gegen die hervortretenden Thränen anzukämpfen — „aber," fuhr sie fort, „wir müssen uns doch darein fügen, und wenn ich, die Mutter, mich zu trösten vermag, dann mußt auch Du, die Schwester, es können."

Eines Tages, nach Verlauf mehrerer Wochen, trat Fähndrich Kyle wieder in den Speisesaal, als die zahlreiche Familie Skytte sich dort zum Mittagsmahle versammelte.

Alle freuten sich ob seines Erscheinens; Frau Maria war, wie gewöhnlich, freundlich gegen ihn; der Reichsrath umarmte ihn und drückte ihn recht innig an seine Brust; die Herren Johann und Jacob kamen ihm brüderlich entgegen — denn jetzt war er ja einer ihres Gleichen, und die kleinen Kinder umkreis'ten ihn. Allein Anna, die gerade zu Hause war, begrüßte ihn ganz

gleichgiltig, wenn auch freundlich, und Wendela wagte kaum, einen scheuen Blick auf ihn zu werfen.

Es war ein Glück, daß nur der Reichsrath, Anna und Hans Kyle selbst auf sie Acht gaben, denn der Vater und die Schwester wußten ja, was in ihrem Innern geschah, und was Kyle betraf, dann betrachtete er sie verstohlen und versuchte, sie auszuforschen. Er hatte viel und oft über die beiden Schwestern nachgedacht, von welchen Anna immerhin, wenn auch noch so wenig, in seinen Augen zu verlieren begann; das Mädchen, das ihn nicht liebte, begann allmälig die Glorie zu verlieren, mit welcher seine überspannte Liebe sie bis jetzt umgeben hatte.

Das Gespräch lenkte sich allmälig auf Wissenschaft und auf Sprachen, namentlich auf das Griechische, aus welcher Sprache Wendela eine recht hübsche versifizirte Uebersetzung geschrieben, die soeben gedruckt worden war.

Es wurde zwar scherzhaft, jedoch im Ernst beschlossen, daß Kyle ihr noch eine Stunde Unterricht, und zwar die letzte vor seiner Abreise nach dem Kriege, ertheilen sollte.

Diese letzte Lection fand gerade um dieselbe Zeit statt, um welche das im vorigen Kapitel niedergeschriebene Gespräch zwischen Frau Maria und Jungfrau Anna vor sich ging.

Die junge Wendela hatte wieder den Homer her-

vorgenommen, um noch in der letzten Stunde von der Lieblingslectüre, der Iliade, zu genießen.

Immer mehr und mehr wurde sie von dem Inhalte des Gedichts hingerissen. Hans Kyle war wieder der eifrige Lehrer Adam Sarosky.

Sie lasen von dem Abschiede Hectors und Andromache's.

Wendela's Wangen flammten, ihre Augen belebten sich und glänzten wieder; ihre volle, weiche Stimme gewann immer an Wohllaut, bis sie endlich brach und stammelnd wurde. Das junge Mädchen legte das Buch weg und brach in lautes Weinen aus.

Bestürzt frug der Lehrer, was ihr fehle.

„Ach!“ antwortete sie, „ich bin so aufgeregt.“

„Ja, edle Jungfrau, das bemerke ich zwar; allein aus welchem Grund?“

„Wie können Sie fragen, Herr Sarosk... Herr Kyle wollte ich sagen? Was ich lese, schildert ja einen so überaus rührenden Abschied, und was in der ganzen, weiten Welt ist wohl bitterer, als der Abschied, als die Trennung?“

„Ja, Jungfrau Wendela, Sie haben Recht; in dem bloßen Worte: Trennung liegt etwas so Herzzerreißendes.“

„Doch nicht für Alle, Herr Kyle.“

„Für Alle, welche lieben und sich sehnen.“

„Aber es giebt auch solche, die sich nicht sehnen, die sich nur weit, weit wegsehnen."

„Das ist allerdings wahr, und doch, wo giebt es wohl ein Herz so ganz ohne alle Beziehungen zu andern Herzen, daß es die Sehnsucht nicht kennte?"

Wendela schwieg zu dieser Bemerkung; sie fuhr zu weinen fort.

„Sie erschrecken mich, holde Jungfrau," sprach der Fähndrich. „Was fehlt Ihnen? . . . Ich habe Sie noch nie so bewegt gesehen."

„Sie fragen, was mir fehlt?" erwiederte das junge Mädchen. „Vergessen Sie denn ganz, daß ich zwei Brüder habe, die in wenigen Tagen in den Krieg ziehen, und die vielleicht nimmer wiederkehren werden?"

„Allein," sagte Kyle, „Ihre Brüder sind früher im Kriege gewesen, ohne daß Sie so betrübt waren."

„Ich war damals ein Kind, jetzt bin ich aber ein großes, vernünftiges Mädchen," erwiederte Wendela.

Der junge Mann rückte seinen Stuhl dicht an den ihrigen heran, schlang seinen Arm um sie, blickte ihr in's Auge und sprach mit weicher Stimme:

„Wendela! die Abreise Ihrer Brüder ist nicht der Grund Ihres Kummers."

Sie antwortete nicht; als sie aber den Druck seines Armes um ihre zarte Gestalt fühlte, ließ sie ihren

Kopf auf seine Brust sinken und verbarg dort das von Thränen benetzte Antlitz.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und Frau Maria trat ein.

Und jetzt hätte man hören sollen. Die bestürzte Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie laut auf, worauf sie auf den Fähndrich zustürzte, welcher ganz verdutzt emporgesprungen war und weniger sanft die arme Wendela zurückgestoßen hatte. Allein als er sah, daß die erzürnte Mutter gleichfalls die zornigsten Blicke auf sie warf, ergriff er Wendela's Hand und behielt sie in der seinen, gleichsam um das erschrockene Mädchen zu schützen, das sich, wie eine scheue Taube, an ihn schmiegte.

„Herr!“ rief endlich Frau Skytte, als der heftige Zorn, welcher anfänglich ihre Zunge gefesselt, ihr endlich den Gebrauch derselben erlaubte. „Herr! . . . Sie sind ein Schurke, ein niedriger Verführer, der unter dem Scheine, meine Mädchen zu unterrichten, sie zu Thorheiten verlockt. Sie sind ein Mensch, welcher . . .“

Hier hielt sie plötzlich inne.

In seinem Innersten beleidigt, und mit einem Antlitz, das von edlem Zorn glühte, stand Kyle gerade im Begriff, ihr zu antworten — vielleicht ziemlich bitter — als eine zweite Thüre an dem entgegengesetzten Ende des Saales aufging und der Reichsrath eintrat.

„Was in aller Welt geschieht hier?“ frug er.

„Ha,“ rief Frau Maria, noch immer außer sich, „es ist gut, daß Du gerade kommst! ... Ja ... Du ... Hier gehen schöne Dinge vor sich! ... Du lieber Herr Gott! ... Kann man denn nicht zwei junge Menschen einen Augenblick allein lassen, ohne daß dergleichen passirt?“

„Aber so sage mir doch, was ist geschehen?“ frug der Reichsrath mit der größten Ruhe.

„Wie ruhig Du dastehst!“ rief Frau Maria. „Bist Du nicht so gut Vater, so gut wie ich Mutter bin?“

„Nun, und was denn?“

„Was denn! Sind es nicht unsere Töchter... unsere jungen, unschuldigen Töchter, welche dieser Sarosky ...“

„Halt, mein liebes Weib,“ sagte der Reichsrath, „Sarosky ist verschwunden, das darfst Du nicht vergessen, und anstatt seiner ist Herr Kyle da.“

„Mag er hundertmal Kyle heißen,“ erwiederte Frau Maria, „er betrügt doch die armen Mädchen. Denke Dir, als ich hier eintrat, waren ...“

„Waren die jungen Menschen vielleicht im Begriff, ein wenig einander zu liebkosen, denke ich mir,“ fiel der Reichsrath ein. „Nun, das ist wohl nicht lebensgefährlich gewesen, um so weniger, weil ich schon

seit lange ihr Vertrauen besitze und von ihrer Liebe weiß."

Alle Drei, am meisten jedoch Frau Maria, betrachteten erstaunt den Reichsrath.

„Was sagst Du?" rief sie aus, „Vertrauen? . . . Du, mein Freund?"

„Nun ja; bin ich nicht der Vater des Mädchens, wie Du soeben sagst?"

„Ja; aber in solchen Sachen wendet man sich doch an die Mutter?"

„Nun, das kommt darauf an, mein liebes Weib," meinte der Reichsrath. „Jedenfalls scheint es mir, daß wir, als Eltern, nichts gegen die Partie einzuwenden haben können, sondern daß wir uns sogar darüber freuen müssen. Fähndrich Kyle ist ein Mann, der gewiß mit der Zeit sein Glück machen wird, denn er ist ja der erklärte Günstling des Königs. Daß er aus altem Adel ist, das wissen wir, sowie, daß er auch eine Frau zu ernähren vermag. Und was im Uebrigen seine Persönlichkeit betrifft, so sollte ich meinen, daß wir Alle sie kennen. Also, meine Kinder, ich gebe Euch meinen väterlichen Segen. Sorgt nur dafür, daß Ihr auch zu gleicher Zeit den Segen der Mutter erlangt."

Was sollte Hans Kyle thun? Daß er Wendela nicht liebe . . . daß er nie ihre Hand begehrt . . . das wäre das arme Mädchen zu vernichten und sich in

ihrem Vater einen unversöhnlichen Feind zu schaffen, namentlich nach dem, was soeben geschehen war.

Gott weiß, ob Hans Kyle doch nicht dies Alles einige Monate früher übersehen hätte. Allein jetzt hatte er ja schon begonnen, etwas weniger an Anna und etwas mehr an Wendela zu denken.

Daß der Reichsrath sehr pfiffig gehandelt, müssen wir doch gestehen, denn ehe noch die erzürnte Mutter und die beiden verdutzten Liebenden daran dachten, hatte der Vater ihre Hände ineinandergelegt, und sie waren mit seiner vollen Einwilligung — verlobt.

Selbst Frau Maria mußte nun, als sie nur einigermaaßen zur Besinnung kam, Beifall und Segen spenden; sie that es nicht gerade ganz ungern, wenn es ihr auch Ueberwindung kostete, Wendela ihren Mangel an Vertrauen zu ihr zu verzeihen.

Aber Herr Skytte beeilte sich, sobald er unter vier Augen mit seiner Gattin sich befand, dieser zu sagen, daß sie, so lange sie ihren Töchtern nur eine strenge Richterin bliebe, und nie als eine theilnehmende Freundin erschiene, dürfe sie nicht auf ihr Vertrauen Anspruch machen, denn Vertrauen schenken wir nur ungern demjenigen, bei welchem wir nur Tadel und Vorwürfe über alle unsere Handlungen zu erwarten haben.

Bereits am folgenden Tage, im Kreise der ganzen Familie und bei der Anwesenheit des Reichsschatzmeisters Ribbing und seiner Tochter, der wunderschönen

Elisabeth, wechselten Hans Kyle und Wendela Skytte die Ringe aus.

Und dem Bräutigam blieb nun kein anderer Ausweg, als sich in seine schöne und liebenswürdige Braut verliebt zu zeigen, und sich zu bemühen, es in der That zu werden.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Vertrauen.

Selten vermochten die Hofjungfrauen der gestrengen, verwitweten Königin Christina eine Stunde für sich auf ihrer Kammer im königlichen Schlosse zu erübrigen. Gewöhnlich hielten sie sich dort nur des Nachts auf. Am Tage mußten sie arbeiten, und zwar unter den eigenen Augen der Königin, so daß sie, wenn sie nicht ausschließlich ihre Person umgaben, sie durch die Zimmer, die Nähtasche oder den Mantel tragend, oder nach und wieder zurück von der Kapelle begleiteten, um das ungeheure Gesangbuch mit den silbernen Spangen und den aus grünem Sammet verfertigten, mit weißem Hasenfell gefütterten Fußsack zu tragen; insgesammt in einem großen Saale beschäftigt und keinen Augenblick vor der Herrscherin sicher waren, deren scheltende

Stimme sie immer, einem dröhnenden Gewitter gleich, hörten.

Doch in der letztern Zeit verbrachte die Königin manchmal halbe Tage bei ihrer, am Körper und am Gemüthe leidenden Tochter, der verwitweten Herzogin Maria Elisabeth, welche jetzt auf dem Schlosse wohnte, um eine sorgfältigere Pflege zu genießen; und während solcher Besuche hatten die Hofjungfrauen der Königin ein wenig Freiheit. Nicht daß sie sich selbst überlassen waren, oder ihre Zerstreuungen nach Gutdünken wählen konnten: — bei weitem nicht! — Aber sie durften auf ihren eignen Zimmern, wenn sie es wünschten, sich mit kleineren Handarbeiten beschäftigen, welche jedoch für die Königin ausgeführt wurden, und die sie ihnen aufgab.

Diese Arbeiten bestanden gewöhnlich in Strümpfen, die für Rechnung der Königin gestrickt wurden, denn sie brauchte nur solche Strümpfe, die ihre Hofjungfrauen gestrickt hatten. Gestrickte Strümpfe waren damals überhaupt etwas Königliches, denn gerade Königin Christina von Holstein hatte die Kunst, zu stricken, in Schweden eingeführt. Vor ihrer Zeit benutzte man gewebte Waare, und zwar solche, welche wir jetzt Tricots nennen, die später sowohl bei Männern wie bei Frauen den kürzeren Strümpfen weichen mußten. Früher noch, bis weit ins Mittelalter hinein waren die Strümpfe von Tuch oder anderem Zeuge genäht. Die

deutschen Frauenzimmer, deren Steckenpferd noch heut zu Tage der Strickstrumpf ist, hatten die eben so einfache, wie behende Kunst erfunden, durch Hilfe von fünf stählernen Stäbchen dasselbe Product herzustellen, zu welchem man bisher eines theuren, künstlichen Webestuhls bedurfte.

Königin Christina hatte als Kind eine deutsche Hofmeisterin gehabt, diese hatte ihr die Kunst gelehrt, und Anna Skytte war unter den Hofjungfrauen nicht allein die geschickteste Strickerin, sondern auch die, welche am meisten Geschmack an dieser Kunst fand.

Es war fast Abend, wenigstens war die Dämmerung schon hereingebrochen, und Anna saß allein in ihrer kleinen Kammer auf dem königlichen Schlosse, und strickte Strümpfe für die Königin aus weißem, baumwollenen Garn und grauer Seide, denn von solchen Strümpfen schien es, als könne die Königin nie genug erhalten.

Wie so oft früher wurde diese kleine Kammer ein Zeuge der Thränen Anna's, die sie in der Einsamkeit vergoß. Denn in wenigen Tagen sollte ja der junge Herzog Karl Philipp seine Reise ins Ausland antreten, und noch hatte er kein einziges Wort zu Anna gesprochen, welches ihre Hoffnungen auf seine Liebe bestätigen, oder von seiner Treue etwas besagten.

Indessen war sie doch, was Elisabeth Ribbing betraf, deshalb wieder beruhigt worden, weil der Herzog

mit welchem sie täglich sprach, noch nie von Elisabeth geredet, und weil diese seit Ebba Brahe's Hochzeit nicht wieder bei Hofe erschienen war. Vielleicht war die Aufmerksamkeit, die er Elisabeth an jenem Feste erzeigt, nur ein flüchtiger Einfall gewesen.... Wie gern glaubt man nicht das, was man gerade wünscht!

Allein, wenn die Königin sie jetzt überrascht hätte — sie würde gewiß sehr böse geworden sein, und sie ausgescholten haben; denn sie beschäftigte sich sehr wenig mit dem Strickstrumpf, umsomehr aber mit zwei andern Gegenständen — mit jenem Gebetbuche und dem zersprungenen Bernsteinherz.

Während sie so in ihren eignen, tiefen Gedanken versenkt war, ging die Thüre leise auf, und eine Person schlich sich vorsichtig in die Kammer.

Die Kammer war schmal und tief; es war am Fenster noch ziemlich hell, an der Thüre jedoch fast ganz finster. Anna vermochte somit nicht zu unterscheiden, wer die eintretende Person sei.

Sie sprang sofort auf und eilte aus der tiefen Fensternische hervor; die fremde Person jedoch eilte ihr auf den Zehenspitzen entgegen, ergriff ihre Hand und flüsterte:

„Um Gotteswillen, Anna, schweigen Sie!“

Das junge Mädchen fuhr zusammen: sie hatte die Stimme des Herzogs erkannt, und kannte nun auch seine Gestalt wieder.

„Ew. Gnaden!“ rief sie gleichfalls flüsternd, „um Gotteswillen, was . . .“

„Still, still!“ unterbrach sie der junge Fürst. „Wir müssen leise sprechen.“

„Aber . . .“ stammelte Anna.

„Kein Aber und kein Wenn,“ erwiederte Karl Philipp. „Du brauchst nicht zu erschrecken, meine gute Anna, denn jeder Grund zum Erschrecken ist aus dem Wege geräumt. Meine Frau Mutter, die Königin, sitzt am Krankenlager meiner Schwester, die heute Abend sehr krank ist.“

Allein Anna konnte sich nicht beruhigen. Sie flüsterte etwas von dem Unpassenden, daß der Herzog in ihre Kammer gedrungen sei.

„Rede doch nicht von solchen Kleinigkeiten!“ bat Karl Philipp. „Sind wir nicht Spielkameraden, und fast als Geschwister zusammen aufgewachsen?“

„Ach, Ew. Gnaden! . . . damals waren die Zeiten anders,“ flüsterte Anna.

„Ew. Gnaden!“ spottete der Herzog. „Ist es nicht entsetzlich, daß ich auch von D e i n e n Lippen, Anna, diesen lästigen Titel hören muß!“

Anna erröthete; es war aber in der finstern Kammer nicht zu bemerken.

Der junge Fürst ergriff ihre Hand und zog sie ans Fenster.

„Anna!“ sagte er aufs Neue, und blickte dem

zitternden Mädchen tief in die Augen. „Du mußt mir sofort zwei Dinge versprechen?“

„Und welche? . . .“

„Erstens, daß Du, wenn wir, wie es jetzt der Fall ist, allein sind, mich Karl Philipp, und nicht Ew. Gnaden nennst; ferner, daß Du nicht so beben und zittern willst; denn ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß hier nicht die geringste Gefahr vorhanden ist. Niemand wird uns überraschen und Dir Unannehmlichkeiten bereiten.“

Anna schwieg und bemühte sich ihre Furcht zu verbergen. Wie auch die Folgen dieses Gesprächs unter vier Augen werden möchten, so betrachtete sie doch diese Stunde als eine zu glückliche, um sie nicht dreist im Fluge zu haschen, wenn sie ihr auch nachher Thränen kosten würden.

Karl Philipp entdeckte das Gebetbuch und das Bernsteinherz.

„Was!“ rief er, „sitzest Du hier und liesest im Dunkeln?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich betrachtete nur das Buch und . . . und das Herz.“

„Betrachtete? . . . Weshalb?“

„Weil ich beides von . . . von — meinem königlichen Spielkamerad erhalten habe.“

„Von mir? — Ja, wahrhaftig, jetzt entsinne ich mich . . . Das Buch schenkte ich Dir voriges Jahr zum Weihnachten; allein das geborstene Steinherz . . .“

„Auch das habe ich von Ew. Gnaden erhalten.“

„Was, wieder Ew. Gnaden!“

„Von Karl Philipp.“

„Schön, so muß es sein, liebe Anna! Du bist sehr gütig, daß Du meine Geschenke so aufhebst und schätzest. . . . Ach, Anna! . . . Wie sehr habe mich nicht nach dieser Stunde gesehnt! Wie habe ich nicht darnach gestrebt, ein Gespräch unter vier Augen mit Dir zu halten! Bis jetzt war jedoch mein Streben vergebens.“

Anna's Herz klopfte fast laut.

„Du bist,“ fuhr der Herzog fort, „die Einzige. . . . Ja, die Einzige auf Erden, zu welcher ich das sagen wollte, was ich jetzt äußern werde.“

Anna senkte ihren Blick zu Boden, sie neigte ihren Kopf immer mehr und mehr; denn sie fürchtete, der Herzog könne trotz der hereinbrechenden Finsterniß ihr Erröthen bemerken.

„Anna!“ fuhr er fort, „ich will Dir etwas vertrauen, was mir sehr am Herzen liegt.“

„Das begreife ich wohl,“ dachte Anna.

„Du gutes, liebenswürdiges Mädchen!“ fuhr er fort, und drückte ihre Hand. „Du darfst mir nicht zürnen.“

„Weshalb?“ frug Anna, und vermochte kaum ihre Freude zu verbergen.

„Ueber das, was ich Dir jetzt sagen werde,“ ant-

wortete er. „Anna, ich habe Dir etwas anzuvertrauen; aber Du mußt stumm wie das Grab sein.“

„Sonderbar!“ dachte Anna. „Darum braucht er mich doch nicht zu bitten. . . . Als wenn sein Interesse hier nicht mit dem meinigen zusammenfiele!“

„Und Du mußt mild sein, wie Gott, der Herr, selbst,“ fügte Karl Philipp hinzu.

Es wurde Anna immer sonderbarer zu Muthe.

„Du weißt,“ fuhr er fort, „daß ich mich in einigen Tagen auf eine lange Reise begebe, und zwar mit einem Gefolge, von welchem der vierte Theil zum Ausspioniren aller meiner Handlungen, eines jeden meiner Schritte genügen würde. Allein es muß so sein, und ich muß reisen, selbst wenn mein Herz noch so sehr darunter leidet. Aber erst muß ich doch mit ihr reden, die mir mehr als mein Leben gilt . . . muß ihr sagen, was in meinem Innern vor sich geht.“

Anna lauschte aufmerksam seinen Worten, allein sie antwortete nicht, und sie hatte ihre Hand aus der des Herzogs zurückgezogen, damit er nicht bemerken sollte, wie heftig sie zitterte; sie hielt ihren Athem zurück, damit sie nicht ihre innere Aufregung verrathen wollte.

„Denke Dir, meine gute Anna,“ fuhr Karl Philipp fort, der gar zu sehr mit seinen eignen Gedanken beschäftigt war, als daß er Anna's Aufregung hätte bemerken sollen, — „denke Dir, der König, mein Bru=

der, wünscht, daß ich auf dieser eine Braut unter den jungen, fremden Prinzessinnen suche, die ich kennen lernen werde.“

Ein schmerzliches Gefühl, gleich einem schneidenden Schwerte, ging durch Anna's Herz.

„Ist es nicht entsetzlich,“ fuhr der junge Prinz fort; „ich bin nur siebzehn Jahr alt, und soll mich schon verheirathen, oder wenigstens auf eine lange Verlobung einlassen, und mich recht früh binden, während mein Bruder, der fünf Jahr älter ist, und sechs Jahr regierender König gewesen, noch unverheirathet ist, trotzdem, daß die Stände und meine Frau Mutter keine Ueberredungen sparen, ihn dahin zu bringen, daß er sich mit einer ausländischen Prinzessin verheirathet.“

Anna schwieg.

„Du antwortest nicht?“ sagte Karl Philipp.

„Was soll ich antworten?“ äußerte Anna mit matter Stimme.

„Du konntest wenigstens etwas sagen, um mich in dem Entschluß zu befestigen, den ich bereits gefaßt habe.“

„Und welcher Entschluß? . . .“ frug Anna fast athemlos.

„Mich gar nicht um den Wunsch meines hohen Herrn Bruders zu kümmern, sondern bei meiner Rückkehr zu sagen, daß ich Niemand gesehen habe, dem ich mein Herz schenken könnte. Die Neigung, die ich be=

reits hege, muß noch lange Jahre hindurch ein Geheimniß verbleiben, das ich nur Dir, Anna, anvertraue."

Das junge Mädchen wagte jetzt, wo es ganz dunkel geworden war, die Augen wieder aufzuschlagen. Sie wunderte sich, daß der Herzog nicht deutlicher sprach.

Allein sie sollte sich bald nicht länger wundern.

„Anna," frug der Prinz plötzlich, „hast Du jemals geliebt?"

„Was war das?" dachte das junge Mädchen, und die Frage blieb unbeantwortet.

„Ich weiß wohl," sagte Karl Philipp, „daß ich, obgleich ich Dein Jugendfreund und Spielkamerad bin, doch nicht das Recht habe, Dir eine solche Gewissensfrage zu thun; allein ich wollte nur sagen, daß, wenn Du nicht weißt, was Liebe ist, dann wird die Sprache, die ich reden muß, Dir eine fremde, eine unbegreifliche sein."

„Mein Prinz!" stammelte Anna, „ich weiß, was Liebe ist."

„Gut, beste Anna; das war ein trostreiches Bekenntniß. Du weißt also, wie der geliebte Gegenstand sich uns überall zeigt, überall empfunden, und in Allem, was wir uns unternehmen, gesehen und gedacht wird. Du weißt, wie sein Bild uns überall entgegentritt, wie die Luft mit seinem Athemgeschwinge, wie sein Name überall an Allem, was wir sehen, zu lesen

ist, wie er in Allem, was wir hören, wiederhallt. — Ach, Anna! . . . Anna! . . . Ich liebe, und es scheint mir, als bin ich seitdem ein anderer, ein neuer Mensch geworden."

„Und wen lieben, Ew. Gnaden?" hatte Anna noch die Kraft zu fragen.

„Die Schönste an diesem Hofe . . . in dieser Stadt, . . . in diesem ganzen Reich!" antwortete der Jüngling mit Entzücken. „Hast Du noch nicht errathen, wen ich liebe?"

„Nein, mein Prinz."

„Aber, mein Gott, Anna! Wen sollte ich denn wohl lieben . . . anbeten, wenn nicht die herrlichste von Allen . . . die schöne, anmuthige, göttliche Elisabeth Ribbing?"

Anna war vernichtet, sie mußte sich an dem Fensterpfosten anlehnen, um nicht zu Boden zu sinken.

So vermochte also der junge Herzog zu lieben? . . . Von einer so glühenden Leidenschaft war er erfüllt, und Anna war nicht der Gegenstand derselben.

Welche Hölle von Qualen.

Ach, was doch das menschliche Herz aushalten kann, ohne zu zerspringen!

Funfzehntes Kapitel.

Eine Bitte.

„Und jetzt, Anna,“ fuhr der Herzog fort, „mußt Du mir einen Gefallen thun, den größten, den ein Jugendfreund dem andern erzeigen kann. Du mußt mir eine Zusammenkunft mit Elisabeth verschaffen.“

„Ich?“

„Ja, Du!“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein, Ew. Gnaden.“

„Wieder Ew. Gnaden! Ja, Anna, es ist mein voller Ernst.“

„Welcher unvernünftige Wunsch!“

„Vernünftig, oder unvernünftig, Du mußt darin einwilligen.“

„Ich muß?“

„Ja, sofern Du mich nicht sterben sehen willst.

Ich kann nicht reisen, bevor ich mit Elisabeth gesprochen und ihr gesagt habe, was in meinem Herzen vor sich geht, und ich weiß kein anderes Mittel, als daß Du uns erlaubst, uns hier bei Dir zu sehen.“

„Bei mir?“

„Ja, hier in dieser Kammer.“

„In meiner Gegenwart?“

„Ja, oder nein; wie Du willst, wenn ich nur Elisabeth hier sehen darf.“

„Wie können Sie etwas so Unvernünftiges fordern? . . . Eine solche Unvorsichtigkeit würde mich für immer stürzen.“

„Allein wir müssen es so einrichten, daß es Niemand erfährt.“

„Wie ist das möglich, Herzog? Wissen Sie doch so gut, wie ich, daß am Hofe die Wände Ohren und die Fußböden Zungen haben.“

„Und doch, Anna, mußt Du mir diese Bitte gewähren.“

„Unmöglich, mein Prinz!“

„Anna, Du bist grausam! . . . Zum ersten Male bitte ich Dich um etwas, und Du verwehrst mir meine erste Bitte.“

„Aber so bedenken Sie doch . . .“

„Bedenken! bedenken! . . . Ich höre schon, daß Du niemals geliebt hast, Anna; Du würdest sonst nicht so kalt und vernünftig reden.“

„Mein Gott! . . . Mein Gott! Habe ich niemals geliebt?“ dachte Anna tiefseufzend, und heiße Thränen flossen über ihre Wangen; aber mit übermenschlicher Anstrengung hielt sie jeden weitern Ausdruck ihres Schmerzes zurück.

„Anna,“ begann wieder der Prinz, „laß mich nicht hier, wie auf glühenden Kohlen stehen, sondern antworte mir; sage ja, ja! hörst Du? . . . Du bist meine einzige Zuflucht . . . Nur durch Dich und Deine Güte kann ich zu Elisabeth gelangen.“

„Nein, Karl Philipp, und tausend Mal, nein,“ sagte Anna, die wieder Muth schöpfte, und zwar aus dem Gefühl der Eifersucht. „In meiner kleinen Kammer dürfen keine „Stelldichein“ stattfinden. Ich bin schon dadurch verloren, schon durch die Grausamkeit Ew. Gnaden verloren, indem Sie so lange und gerade jetzt in der Dämmerung in meiner Kammer verweilt haben.“

„Grausamkeit?“ wiederholte der Herzog.

„Ja, ich sage Grausamkeit, denn es ist grausam, vorsätzlich eine Jugendfreundin in eine so große Gefahr zu stürzen.“

„Du irrst Dich, Anna. Von welcher Gefahr sprichst Du? . . . Ich will Dir ja nichts Böses thun.“

„Das weiß ich. Allein im nächsten Augenblick kann Jemand hier eintreten, und uns unter vier Augen erblicken. Es gilt mehr, als mein Leben, es gilt meinen Ruf, und einem Mädchen ist der Ruf mehr, als das

Leben. Entfernen Sie sich, Herzog, entfernen Sie sich um Gotteswillen!“

„Nein, Anna, ich weiche nicht von der Stelle, bis Du mich gehört und meine Bitte gewährt hast. Niemand, weder jetzt, noch jemals, soll erfahren, daß ich dieses Gespräch mit Dir gehabt habe. Ein Freund . . . ein Vertrauter wacht darüber, daß wir nicht überrascht werden.“

„O, mein Gott! . . . Und das nennen Sie Niemand!“

„Ja, ich nenne ihn Niemand, denn er ist treu und stumm, wie ein Grab.“

„Ach, wie bin ich unglücklich,“ klagte das junge Mädchen und begann bitter zu weinen.

„Bei Gott, Anna!“ rief der Herzog aus, „ich bereue fast das Vertrauen, das ich Dir geschenkt habe.“

„Wie, mein Prinz? Sie glauben also, daß ich Sie verrathen könnte?“

„Verrathen? . . . Nein, Anna, so schlecht vermag ich nicht von Dir zu denken. Aber du bist hart, wie der Fels. Was schadet es Dir, wenn Du hier in Deiner kleinen Kammer einer Liebe, die sich noch verbergen muß, auf eine Viertelstunde, oder auf wenige Minuten eine Freistätte gönnst?“

„Ich kann . . . ich will — ich darf es nicht,“ antwortete Anna mit fester Stimme. „Wozu auch?“

„Wozu? . . .“

. . . .

Aber vergebens bat der Herzog, vergebens goß er ein Meer von Qualen in das arme Herz der unglücklichen Anna, indem er in immer überschwenglichern Ausdrücken von Elisabeth sprach, und seine ganze Ueberredungskunst aufbot, um Anna dahin zu bewegen, daß entweder am nächsten, oder an dem folgenden Abende eine Zusammenkunft zwischen ihm und Elisabeth in Anna's Kammer stattfinden dürfte — plötzlich ging die Thüre leise auf, und die Stimme eines Mannes flüsterte hinein:

„Ew. Gnaden! . . Es ist nicht mehr geheuer . . . Kommen Sie! . . . Kommen Sie, um Gotteswillen!“

„Ich komme!“ antwortete Karl Philipp. Aber anstatt zu gehen, kniete er vor Anna nieder und sagte:

„Anna! . . . ich beschwöre Dich noch einmal, mir meine Bitte zu gewähren, oder Du wirst nie auf das Glück der Liebe hoffen dürfen.“

„Herzog!“ sprach wiederum die Stimme an der Thüre. „Um Gotteswillen!... Die Königin kommt!“

Und nun floh der fürstliche Jüngling aus der Kammer der Hofjungfrau.

Sechzehntes Kapitel.

Willst Du denn ewig schlafen?

Die Gemüthsstimmung der armen Anna in diesem Augenblick zu beschreiben, würde ein vergeblicher Versuch sein.

Als der Herzog bei der zweiten Ermahnung des Anna unbekannten Freundes aus ihrer Kammer stürzte, hatte sie sich halb niedergekauert, wie man es wohl manchmal bei einem heftigen Schrecken, bei einem plötzlichen Donnerschlag, oder einem unvermutheten Schuß zu thun pflegt.

So halb zusammengesunken, mit ausgestreckten Armen, blieb sie noch mehrere Minuten stehen, nachdem selbst die Tritte Karl Philipps und seines Begleiters längst in dem langen, schmalen Corridor des Schlosses verhallt waren.

Endlich erwachte sie aus ihrer Gefühllosigkeit, richtete sich empor, strich mit der Hand über die Stirne und blickte um sich in der nun fast stockfinstern Kammer.

Alles war still, schwarz und finster, wie in einem Grabe.

Der erste klare Gedanke Anna's richtete sich auf die Königin; denn sie erwartete mit Bestimmtheit, daß diese sich sofort einfinden und daß der Auftritt, welcher alsdann statthaben würde, von den beklagenswerthesten Folgen sein dürfte; denn sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Königin bereits von dem Besuche ihres Sohnes bei ihr benachrichtigt sei.

Anstatt zu klingeln, ihr Kammermädchen herbeizurufen und Licht bringen zu lassen, war Anna's erste Bewegung, das Bett zu suchen, sich auf dasselbe zu werfen und die Vorhänge dicht zusammenzuziehen. Lange Zeit lag sie still und stumm auf dem Bette, des herannahenden Sturmes harrend. Sie lauschte dann und wann, aber Alles blieb noch still.

„Sie zögert,“ dachte Anna... „sie will erst eine ganze Schaar der Hofleute versammeln und mit diesem Gefolge wird sie hier eindringen, um dem Auftritte mehr Gewicht und mehr Oeffentlichkeit zu verleihen.“

„O!... mein Ruf!... mein guter Name!“ flüsterte die arme Hofjungfrau kaum hörbar. „Man wird sagen, daß ich dem Herzog ein Stelldichein gegeben... und mit Schmach und Schande werde ich vom Hofe

weggejagt werden!... Und in der ganzen Stadt, im ganzen Reiche wird man von der Hofjungfrau reden, welche die Königin weggejagt, und zwar nicht ihrer Tugenden willen weggejagt hat!... O, allerbarmender Gott!... Und meine armen Eltern!... Meine armen Eltern! Sie werden eine solche Schande nicht überleben können... und was noch das Schlimmste ist, auch sie werden sich nicht von meiner Unschuld überzeugen können. — Und doch!... Doch bin ich ohne alle Schuld!... Karl Philipp!... Karl Philipp!... Weshalb thatest Du mir das? — Ach, wenn Du doch meinetwegen gekommen wärest!... Aber einer Andern wegen... ihretwegen!... O, ich sterbe bei lieblosen Gedanken daran."

Wiederum lag sie eine Weile still, erschöpft von Angst, vernichtet von Schmerz. Ihre Augen starrten thränenlos in die undurchdringliche Finsterniß hinaus, womit sie sich umgeben hatte.

Noch blieb Alles still.

„Man zögert!" dachte Anna. „O, erst morgen bricht das Ungewitter los."

Plötzlich kam ihr jedoch ein tröstender Gedanke, der nämlich, daß Karl Philipp zu ritterlich sein würde, um sie unschuldig leiden zu lassen.

Aber auch dieser Trost verschwand bald; „denn," dachte sie, „wird er wohl jemals sagen, weshalb er in meine Kammer gedrungen... was er wollte?...

O nein!... Nein, nein!... Was er, was ich gesagt, wird er nicht wieder erzählen. Es wäre ja diejenige Preis zu geben, die er liebt... Die er liebt!... O, ihr heiligen Engel des Himmels!... Sie wird er nicht nennen. Was schadet es, daß ich Preis gegeben werde?... Ich bin ihm ja gar nichts. — Und doch bin ich seine Jugendfreundin... Ha!... Eine Freundin, oder eine Geliebte?... Die Frage beantwortet sich selbst."

„O, wenn Karl Philipp mich liebte ... O!... Wenn er meinetwegen in meine Kammer gedrungen wäre!... Ich würde Alles getragen und das Geständniß seiner Liebe würde mich gegen jedes Unglück des Lebens, selbst gegen die Verachtung der Menschen gestählt haben. — Aber, zu meinen Füßen... und eines andern Mädchens wegen!... Himmel!... Ich halte diesen Gedanken nicht aus, er ist mörderisch — und doch tödtet er nicht sofort."

In solcher Weise lag sie lange Zeit und grübelte, und Niemand kam, um ihre qualvollen Gedanken zu unterbrechen.

Endlich hörte sie Jemand leise den Thürgriff erfassen.

„Es ist nicht die Königin; die würde nicht so leise auftreten," dachte sie.

Es war Louise, das Mädchen, welches ihre Mutter ihr aus dem elterlichen Hause mitgegeben hatte.

„Finster! . . . Ganz stockfinster!“ sprach Louise, indem sie eintrat, und einige Schritte im Zimmer that.

„Sind Sie hier, Jungfrau?“ frug sie; und als Niemand antwortete, sprach sie wieder vor sich hin:

„Nun, das konnte ich mir denken, daß Jungfrau Anna hier nicht ohne Licht nach acht Uhr des Abends sitzen würde.“

Anna fand für gut, ihre Anwesenheit nicht zu erkennen zu geben und Louise entfernte sich wieder.

Ungefähr eine Viertelstunde später hörte Anna jedoch mehrere laute Frauenstimmen vor ihrer Kammerthür, die nun heftig aufgerissen wurde.

„Wie ich soeben Ew. Wohlgeboren unterthänigst gesagt habe,“ klang Louise's Stimme, „meine Jungfrau ist nicht hier.“

„Sie muß hier sein,“ antwortete eine zweite Stimme, und zwar die der Oberhofmeisterin der Königin, Frau Signild Gyllenstolpe. „Wo sollte die Jungfrau sonst sein? . . . Nun, sage es mir!“

„Das weiß ich eben nicht,“ erwiederte Louise.

„Aber Du weißt doch,“ fuhr die alte Hofmeisterin auf, die fast eben so streng und herrisch, wie die Königin; . . . „Du weißt doch, daß Deine Jungfrau sich einstellen muß, wenn Ihre Majestät nach ihr fragt, und daß eine Hofjungfrau nicht ihren Posten verlassen darf?“

Ein Hoflakai folgte der Oberhofmeisterin; er trug einen silbernen Armleuchter mit zwei dicken, gelben Wachslichtern, deren klarer Schein plötzlich die ganze Kammer erhellte und auch durch die Vorhänge ins Bett zu Anna drang, die dort still und unbeweglich liegen blieb.

Die rührige Oberhofmeisterin hatte sich schnell im Zimmer umgeschaut, als sie aber nicht diejenige erblickte, die sie suchte, ging sie plötzlich aufs Bett zu und zog die Vorhänge auseinander.

Anna that, als sei sie tief eingeschlafen.

„Nun, hier ist sie ja!“ rief die Oberhofmeisterin.

„Herr Gott!... Ja... Da ist die Jungfrau,“ sagte Louise. „Sie hat allein hier im Dunkeln gelangweilt und wahrscheinlich deshalb sich aufs Bett geworfen.“

„Sie brauchte nicht im Dunkeln zu sitzen,“ fuhr die Oberhofmeisterin auf; „denn Ihre Majestät hatte dafür gesorgt, daß ihre Hofjungfrauen Licht erhalten können, wenn es dunkel wird, und hat ihnen auch erlaubt, daß sie ein Mädchen zur Aufwartung bei sich haben dürfen. Aber die jungen Damen sind faul und wollen lieber gar nichts thun, als Licht zu fordern und zu arbeiten.“

„Jungfrau Anna Skytte,“ rief sie nun.

Allein Jungfrau Anna hörte nichts.

„Jungfrau Anna!... Hören Sie! Wollen Sie

denn gar nicht erwachen!" rief Frau Signild *noch lauter*, aber, wie vorher, ohne Folgen.

„Das ist entsetzlich, wie die fest schläft!" rief nun die Oberhofmeisterin ungeduldig und ergriff Anna's Arm, den sie weniger sanft schüttelte.

Aber auch hiervon erwachte die Schlafende nicht.

„Sonderbar!" sagte Frau Signild, „sie schläft wie ein Stein. Versuche Du, Louise, sie emporzurichten."

„Das wage ich nicht," antwortete das Mädchen.

„Thu nur, wie ich Dir sage," erwiederte die alte Dame, „ich werde die Verantwortung tragen."

Louise trat nun hinter das Kopfkissen, streckte sich über dasselbe und ergriff ihre junge Herrin unter beiden Armen und hob sie leise empor, daß sie im Bette durch ihre Unterstützung zu sitzen kam.

Allein Anna schlief dessenungeachtet immer fort.

„Ja, dann vermag ich es nicht abzuwenden," sagte Frau Signild, und entfernte sich verdrießlich, nachdem sie jedoch dem Lakai befohlen hatte, die kleine Lampe anzuzünden, die auf dem Tische stand.

Louise blieb im Zimmer und beschäftigte sich mit Aufräumen.

Anna, die gewiß nicht geschlafen, sondern nur so gethan hatte, als wenn sie fest schliefe, gab auch nicht ihrem Kammermädchen zu erkennen, daß sie wach sei.

Kaum fünf Minuten, nachdem Signild das Zimmer verlassen hatte, wurde die Thüre wieder heftig auf-

gerissen und die Königin selbst stürzte mit grimmiger Miene ein. Sie war von zwei Hofdamen begleitet.

„Was ist das hier für ein Unwesen?... Was heißt das?... Wie hängt das zusammen?“ rief die heftige, zornige Christina, als wenn Alles in Feuer und Flammen gestanden hätte.

Die sich tief verneigende Louise, die sich nach der Thür zurückgezogen hatte, sprach kein Wort.

„Wo ist Deine Jungfrau?“ fuhr die Königin sie an.

Louise verneigte sich noch tiefer und deutete auf's Bett, ohne noch immer ein Wort zu sagen.

„Ah, so, Du bist stumm geworden, Du,“ rief Christina. „Was sind das für Künste, die Ihr hier vorhabt?“

Und sie eilte auf's Bett zu, woselbst sie, wie Frau Signild rapportirt hatte, Anna schlafend fand.

„Ja, meiner Seele, liegt sie nicht hier und schläft!“ sagte sie. „'Raus mit Dir, Mädchen!...“

Aber das Mädchen lag still und unbeweglich.

„Bist Du taub, oder bist Du todt!“ rief die Königin und schüttelte die scheinbar Schlafende recht gründlich.

Allein Anna stellte sich noch immer, als empfinde sie gar nichts. Zwar hoffte sie nicht, wie die Kinder es thun, dadurch dem Sturme entgehen zu können, wenn sie sich schlafend stellte; allein sie wollte Zeit ge-

winnen. Sie war noch so schmerzlich ergriffen, so vernichtet durch das Vertrauen, mit welchem der Herzog sie beehrt hatte, daß sie fürchtete, sie würde keine klare, vernünftige Antwort auf irgend eine Frage geben können.

„Das ist merkwürdig!“ murmelte die Königin leise, indem sie Anna auf's Neue betrachtete. „Sollte sie wohl krank sein?“ frug sie und wandte sich an die sie begleitenden Hofdamen.

„Ja, ich fürchte es fast, Majestät,“ antwortete eine derselben.

Die Königin wurde nachsinnend.

„Was ist hier geschehen?“ frug sie, und wandte sich an Louise.

„Ich weiß es nicht, Majestät!“ antwortete diese.

„Aber Du weißt doch wohl, was Deine Jungfrau in der Dämmerstunde gethan hat?“ frug Christina weiter.

„Mein Gott!... Großer Gott!...“ dachte Anna. „Sie weiß Alles!... Allein wird sie es auch hier, in Gegenwart meines Kammermädchens, sagen?“

„Halten zu Gnaden, Majestät,“ sagte Louise. „Ich habe Jungfrau Anna seit vier Uhr heute Nachmittag nicht gesehen. Soeben trat ich hier ein; es war finster hier und die Jungfrau schlief fest.“

Die Königin wandte sich vom Bette ab und schaute sich im Zimmer um.

Endlich entdeckte sie im Fenster das silberbeschlagene Gebetbuch und das zersprungene Bernsteinherz.

„Sieh," sagte sie, „hier liegt ein Gebetbuch. In ihrer Einsamkeit ist sie also gottesfürchtig gewesen. Das ist lobenswerth... Wenn ich nicht irre... Es ist dasselbe Buch das mein Sohn, der Herzog, ihr zum Weihnachten voriges Jahr schenkte. — Ja, wahrhaftig! — Aber hier!... Was ist denn das?... Ein halbes Herz von Bernstein — dort, da liegt die andere Hälfte!... Hm, wenn sie damit gespielt, während sie gebetet hat, dann könnte man sagen, daß Tand und Eitelkeit Hand in Hand mit ihrer Andacht und Erbauung gegangen. Weh' über die jetzige Jugend!"

„Sie weiß nichts," dachte Anna und holte tief Athem.

Jetzt nahm die Königin den Strickstrumpf zur Hand, der gleichfalls im Fenster lag.

„Soll mich wundern, was sie an diesem gearbeitet hat," sagte sie und betrachtete den Strumpf. „Hm, doch immer ein ziemliches Stück!... Keine meiner Hofjungfrauen ist eine so geschickte Strumpfstrickerin, wie Anna Skytte."

„Sie ist nicht erbos't!... Ich habe mich wohl unnöthiger Weise geängstigt," dachte Anna.

Die Königin ging nun wieder auf's Bett zu und rief und schüttelte Anna noch einmal recht derb.

Allein Anna erwachte nicht.

„Sonderbar!... Höchst sonderbar!... Unerklärlich!“ rief Christina. „Louise, ist Deine Jungfrau immer so schwer zu wecken?“

„Gewiß nicht, Majestät. Noch nie habe ich Jungfrau Anna, so wie heute Abend, gesehen. Sie erwacht sonst, wenn man blos leise flüstert... gewiß, Majestät, sie ist krank.“ Und die treue Dienerin brach in Thränen aus.

„Gieb Dich zufrieden, Kind,“ sprach nun die Königin in einem ungewöhnlich milden Ton. „Wir wollen sie noch ein Stündchen ruhig liegen lassen. Versuche alsdann, sie wieder zu wecken und sei ihr behülflich, sich auszukleiden, denn so, wie sie dort angekleidet liegt und schläft, giebt keine gesunde Ruhe. Nachher kannst Du an meine Kammerfrau Gunilla berichten, wie es steht. Sollte die Jungfrau ernstlich erkranken, dann werde ich meinen Arzt, Meister Andreas Juneruś, senden.“

Und die Königin verließ das Zimmer wie sie gekommen, in Begleitung der zwei andern Hofjungfrauen.

Das erste Gefühl Anna's war, Gott zu danken, der sie vor der Gefahr geschützt, die sie mit so vieler Gewißheit erwartet hatte. Indessen lag sie noch immer still und that, als wenn sie immer schliefe, damit das Mädchen sie nicht später verrathen sollte.

Endlich, nach Verlauf einer guten halben Stunde, bewegte sie sich.

Louise eilte an's Bett und zog die Vorhänge zurück, die sie nach dem Besuche der Königin wieder zusammengezogen hatte.

„Wo bin ich?...“ sagte Anna und erhob sich im Bette. „Was ist mit mir?“

Louise weinte und blickte Anna traurig an.

„Du gutes Mädchen, was fehlt Dir?“ frug Anna.

„Ach, Jungfrau!... Sie sind krank!“ schluchzte das treue Mädchen.

„Ja... ja... ich bin krank; sehr krank. Mein Kopf ist schwer... er schmerzt mir,“ sagte Anna, die sich in der That so krank an Leib und Seele fühlte, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte.

Sie fiel auch erschöpft in die Kissen zurück und begann laut zu weinen. Es waren die ersten Thränen, die sie während dieser Stunden des tiefsten Leidens vergossen hatte. Allein es war ein convulsivisches Weinen, welches gar nicht der Art war, daß es sie beruhigte, oder die beklommene Brust erleichterte.

Louise war außer sich vor Angst, sie wollte sofort den Arzt holen und sprach davon, Anna's Eltern von ihrem Zustande zu benachrichtigen.

„Um Gotteswillen, beste Louise, thue weder das eine noch das andere!“ rief Anna. „Sei mir nur behilflich, daß ich aufstehe, mache nachher das Bett zurecht und sorge dafür, daß ich ausgekleidet werde.“

Dies geschah und es war Louise eine große Be-

friedigung, daß es nach einer Weile erschien, als sei Jungfrau Anna ruhiger geworden.

Zur Qual Anna's wollte jedoch die theilnehmende Dienerin sie durchaus nicht verlassen, sondern die ganze Nacht an ihrem Bette wachen.

Anna weinte mehrere Stunden hindurch hinter den Bettvorhängen, allein es mußte so leise geschehen, daß Louise es nicht bemerkte.

Siebzehntes Kapitel.

Ein Traum und ein Besuch.

Erst gegen Morgen schlief Anna ein und schlief nun in der That sehr fest; als sie aber nach einigen Stunden wieder erwachte, war sie vom Fieber ergriffen.

Der Schmerz und die ganze vorhergehende Spannung hatte das Gleichgewicht ihres Wesens gestört und ihre schwachen Nerven waren von den heftigen Gefühlen und Gemüthsbewegungen zu sehr angestrengt worden.

Die arme Louise, welche die ganze Nacht gewacht hatte und von dem mehrstündigen Schlafe bessere Erfolge gehofft, sah sich nun genöthigt, der Kammerfrau der Königin den Bericht zu erstatten, daß ihre Jungfrau heute sehr krank sei. Die Königin, die in der That Anna lieb hatte, erschrak sehr. Der Arzt besuchte die Kranke und erklärte, daß ihr Uebel zwar nicht gefährlich sei, verordnete jedoch die tiefste Ruhe.

Unterdessen hatte man auch Anna's Eltern benachrichtigt und sie waren Beide da gewesen, um Veranstaltungen zu Anna's vorläufiger Rückkehr in's elterliche Haus zu treffen, womit die Königin sehr zufrieden war, „denn, sagte sie — es ist ganz angenehm, die Jugend um sich zu haben, so lange sie rührig ist und arbeiten kann; aber wenn so etwas passirt, so daß sie, wie jetzt Anna, krank darniederliegen, dann ist es am besten, sie los zu sein, namentlich wenn die jungen Leute Eltern haben, denen gegenüber man eine Verantwortung auf sich ladet. Gott verhüte, daß etwas so Ernstes, wie ein Todesfall hier stattfinden sollte!"

Und nach dieser eben so gesunden, wie prosaischen Erklärung der Königin ließen der Reichsrath und die Reichsräthin Skytte, ihre Tochter sorgfältig in die Kissen einpacken und nach Hause tragen.

Die Krankheit Anna's war und blieb immer mehr eine Gemüths-, als eine körperliche Krankheit. Ruhe und Einsamkeit während der ersten Tage, später Zerstreuung, war das, was der Arzt hauptsächlich verordnete.

Der Grund ihres plötzlichen Erkrankens blieb ihrer ganzen Umgebung ein Räthsel.

Wenn die Kranke sich unbemerkt glaubte, vergoß sie heiße Thränen wegen ihrer verschmähten Liebe, wegen des Vertrauen's und der Bitte des Herzogs; wenn aber

Jemand sie beachtete, bemühte sie sich, ruhig und zufrieden zu erscheinen.

Eine Nacht hatte sie einen sonderbaren Traum; es war ihr, als sei sie des Leibes ledig . . . als sei sie, hoch über die Nebel der Erde empor, in jene reinen, ätherischen Gegenden gestiegen, die wir uns als die Urheimath der Seelen denken. Auf Alle hier auf Erden, die sie gekannt und geliebt, schaute sie nun hernieder mit warmer Theilnahme und himmlischer Liebe, allein es war nicht die Theilnahme, die selbst bei den Qualen Anderer leidet, nicht die Liebe, die, wie sehr sie sich auch scheinbar hingeben kann, doch immer zuerst an sich selbst denkt. In einer ganz andern Weise . . . reiner, edler, nahm sie nun Theil an dem Weh und Wohl ihrer Lieben. Daß sie auch den Herzog . . . und zwar recht klar und deutlich, erblickte, brauchen wir nicht zu erzählen. Auch Elisabeth Ribbing sah sie. Beide fand sie trauernd, tief betrübt und hoffnungslos, die Folgen einer unglücklichen Liebe. Ihr war es nun, als stiege sie auf einer rosigen Wolke zu ihnen herab, als führte sie sie zusammen, vereinigte und machte sie glücklich für das ganze Erdenleben. Karl Philipp und Elisabeth priesen sie als die Schöpferin ihres Glückes und ihre Freude darüber war die reine, unverfälschte eines Engels.

Als Anna erwachte, stand dieser Traum noch

immer lebhaft vor ihrer Seele und sie betrachtete ihn als einen sicheren Vorboten ihres nahen Todes.

„Ach!“ dachte sie, „meine Zeit hienieden wird nur kurz sein . . . und ich, die ich das Glück eines ganzen Lebens mir wünschte! . . . Doch nein, ich wünschte mir nur seine Liebe allein — und die erhielt eine Andere! . . . Nur derjenige liebt in Wahrheit, der sich selbst ganz und gar zu verläugnen vermag . . . Der, wenn er auch selbst unglücklich ist, die innigste Freude über das Glück des Geliebten empfindet . . . Wohlan! mein Traum soll mir eine Lehre sein. Ich bin selbstisch gewesen: ich lebte nicht in Wahrheit . . . Erst jetzt weiß ich, wie eine innige und wahre Liebe beschaffen ist — sie ist selbstverläugnend und opfert Alles.“

Anna hegte nun den Plan, Karl Philipps Bitte zu gewähren und ihm eine Unterredung mit seiner geliebten Elisabeth in ihrer kleinen Kammer auf dem Schlosse zu verschaffen. Ihre Angst sei ja ganz unnütz gewesen: die Königin wußte nichts von dem Besuch des Herzogs — und wie sollte sie wohl gerade erfahren, daß er noch einmal, noch ein einziges Mal in ihre Kammer käme? Der Entschluß war gefaßt. Anna wollte dem Herzog eine großmüthige Freundin sein; auf eine engere Beziehung zu ihm mußte sie ja für immer Verzicht leisten. Allein — würde Anna auch die Kraft besitzen, bei Karl Philipps Liebeserklärung zu

Elisabeth zugegen zu sein? Würde wohl sie, die verschmähte Geliebte, den Muth besitzen, die Liebesschwüre anzuhören, die einer Andern galten? — Und anwesend mußte sie sein, damit die Zusammenkunft, für den Fall einer Entdeckung, nicht gar zu unpassend erscheinen sollte. Ja, sie glaubte die Kraft zu besitzen, denn sie betrachtete sich bereits wie einen Sterbenden, dem des Erdenlebens Freud und Leid als Kleinigkeiten gegenübertreten. Es koste was es wolle — sie wollte Karl Philipp diese Zusammenkunft verschaffen, denn sie liebte ihn so hoch, daß sie seine Freude und sein Glück weit über das eigene stellte.

Das in zwei Stücken zersprungene Bernsteinherz fiel ihr dabei ein. Elisabeth hatte die eine Hälfte aufgehoben! . . . Ach, sie hätte beide aufheben sollen, dachte Anna, denn nicht die Hälfte von Karl Philipps Herz, sondern das ganze hatte sie ihr geraubt! . . . Geraubt . . . nein, sie hatte ja nie die Liebe des Herzogs besessen.

Während solcher Betrachtungen prüfte sie ihre Kräfte, ob sie es wohl vermögen dürfe, das Bett zu verlassen und sich anzukleiden. Es war ihr, als besäße sie die Kraft dazu.

„Fort! . . . Fort, fort! Aufs Schloß muß ich! Vielleicht ist es noch Zeit . . . er kann ja jeden Tag abreisen. Ja! . . . Ja! . . . Es muß noch Zeit sein!“

Anna wünschte nun, mit fieberhafter Spannung,

ihren großmüthigen Entschluß auszuführen und ein Schutzengel der heimlichen Liebe des Herzogs zu sein.

Allein gerade in dem Augenblick, wo sie Louise klingeln wollte, trat ihre Mutter ein.

Frau Maria grüßte ihre Tochter freundlich und frug nach ihrem Befinden. Anna erklärte, daß sie sich sehr wohl befinde, daß sie sogar ganz gesund sei; daß sie aufstehen wollte und noch an demselben Tage sich aufs Schloß begeben, um dort wieder ihre Stellung als Hofjungfrau einzunehmen. Allein Frau Maria setzte sich gegen diesen übereilten Entschluß, und als Anna sich nicht allein für ganz gesund erklärte, sondern auch darauf anspielte, daß die Königin ihr zürnen würde, wenn sie gar zu lange ausbliebe, meinte Frau Maria, Anna habe doch keinen Grund, sich nach der Königin zu sehnen und diese würde doch jedenfalls einsehen, daß eine Krankheit sich nicht gebieten ließe. „Ueberhaupt," sagte Frau Maria, „werden wir, Deine Eltern, Dein längeres Ausbleiben zu verantworten wissen und Du mußt Dich ruhig verhalten und hübsch im Bette bleiben, damit Deine Genesung nicht unterbrochen wird."

Anna seufzte tief, aber sie schwieg endlich.

„Und jetzt, mein Kind," nahm Frau Maria darauf das Wort, „werde ich Dir erzählen, wer uns gestern Abend besucht hat."

„Wer denn, liebe Mutter?"

„Kein Anderer, als der Herzog von Södermanland."

„Karl Philipp!“ rief Anna laut. „Was wollte er?“

„Er wollte Abschied von seinem frühern Lehrer und dessen Familie nehmen,“ antwortete Frau Skytte. „Das war sehr freundlich von dem liebenswürdigen Prinzen, umsomehr, weil er seit vielen Jahren nicht über unsre Schwelle gekommen ist, nein — nicht, seitdem er ein Kind war und oft hierherkam, um mit Dir und Deinen Geschwistern zu spielen.“

„Abschied!“ sagte Anna betrübt. „Er ist also im Begriff, bald abzureisen?“

„Bald? . . . Er reis'te schon heute Morgen früh ab.“

„O, mein Gott!“ rief Anna in einem schneidenden Tone.

„Was fehlt Dir?“ sagte die Mutter. „Geht Dir die Abreise des Herzogs so zu Herzen?“

„Nein . . . nein, beste Mutter,“ antwortete Anna, und versuchte, sich zu fassen. „Aber weshalb konnte ich nicht Abschied von ihm nehmen?“

„Weil Du krank und bettlägerig bist. Ich konnte doch nicht den Herzog in das Krankenzimmer eines Mädchens führen?“

„Nein, nein . . . das ist richtig,“ sagte das arme Mädchen, das sich nun wiederum sehr erschöpft fühlte und dem plötzlich alle Lust zum Aufstehen und zu der Rolle eines gesunden Menschen vergangen war. „Aber . . . was sagte der Herzog? . . . Läßt er mich wohl grüßen?“

„Ja, recht sehr und herzlich. Es schien, als beklage er aufrichtig Deine Krankheit; auch sagte er: er würde sich nach der Nachricht von Deiner Genesung sehnen.“

„So? . . . das sagte er? — Wie schien ihm sonst zu Muthe zu sein?“

„Ziemlich fröhlich, wenn auch etwas ernster, wie sonst. Und das ist auch gar nicht sonderbar. Ein siebzehnjähriger Prinz ist kein Kind. Man sagt, der König wünscht, daß sein Bruder sich auf dieser Reise eine Braut erwähle; aber es schien, als sei der Prinz selbst gar nicht damit einverstanden. Nun, das wundert mich auch nicht, denn ein Jüngling von siebzehn Jahren denkt wahrhaftig an ganz andere Dinge, als sich zu verheirathen. Es scheint mir auch gar zu früh zu sein.“

Wenige Augenblicke später verließ Frau Maria das Zimmer ihrer Tochter, indem sie sie ermahnte, ruhig liegen zu bleiben, sich nicht aufzuregen und vor allen Dingen keine so unvernünftige Furcht zu hegen, als daß die Königin erbos't über ihr Ausbleiben vom Hofe sein könne, welches ja in Folge ihrer Krankheit geschähe.

„Er ist also abgereis't!“ sprach Anna vor sich hin, als die Mutter das Zimmer verlassen hatte. „Er ist fort! . . . Abgereis't — ohne daß ich ihm mein Lebewohl sagen konnte! — Und doch, wozu hätte das

dienen sollen? — Es ist schlimmer noch, daß ich meinen Entschluß nicht ausführen konnte! . . . Jetzt kommt sein Wunsch mir gar nicht mehr so unvernünftig vor, wie im Anfang; wie gern hätte ich ihn jetzt bewilligt. Aber es ist zu spät!

„Ob er wohl Elisabeth gesprochen hat? Ob er wohl sein Herz vor ihr ausgeschüttet . . . ach ja, gewiß haben sie . . . still! . . . Still! Du armes, aufrührerisches Herz! . . .“

Achtzehntes Kapitel.

Die Königin.

Es war ein Abend, acht Tage nach der Abreise des Herzogs Karl Philipp.

Die Abreise des Königs nach Polen, die eine Woche nach der andern hinausgeschoben worden, war nun endlich auf den folgenden Vormittag bestimmt.

Bei dem Reichsrath Skytte war die ganze Familie in dem großen Wohnzimmer versammelt. Alle waren feierlich gestimmt, Einige sogar verstimmt, denn Niemand wußte ja, wenn oder ob überhaupt Alle noch einmal um den heimathlichen Heerd versammelt sein werden.

Am obersten Ende des großen Tisches saß der Reichsrath, der viele schöne Worte und viele våterliche Ermahnungen an seine beiden åltesten Söhne richtete,

welche vor ihm standen, vor Kampflust brennend und erfreut, daß der langersehnte Tag zum Aufbruch endlich so nahe war, jedoch aber voll ernster Gedanken, wenn sie an die Trennung von so vielen Lieben dachten, die sie vielleicht nie wiedersehen würden.

Jacob befand sich jedoch in einer weichern Gemüthsstimmung, als Johann, dessen Augen von Muth und Kampflust blitzten.

Hinter dem Vater stand der vierzehnjährige Lars und lehnte seinen Kopf an dessen Schulter, indem er einen neidischen Blick auf Johann und Jacob warf und sich sehnte, bald groß, wie sie, zu werden und mit dem Könige in den Krieg gehen zu können.

Auf dem Fußboden, dem Reichsrath zu Füßen, saß ein Anderer seiner Söhne, der sechsjährige Philipp. Dieser hatte seine kleinen Arme um die großen Ritterstiefeln des Vaters geschlungen und blickte gleichsam seine erwachsenen Brüder erstaunt an, während die Hand des Vaters gedankenlos mit den langen blonden Locken des Knaben spielte.

Um Frau Maria hatte eine andere Gruppe sich gebildet. Sie selbst saß auf einem der Stühle mit den hohen Lehnen, und über ihre Knie lehnte ein neunjähriges, braunäugiges und braunlockiges Mädchen, ihr Liebling; denn wenn die strenge Frau Maria sich jemals nachgiebig gegen Jemand bezeigt, so war es gegen die kleine Ebba, die jüngste der Töchter.

Auf einem Stuhle neben der Reichsräthin saß Graf Erik Leijonhufwud, der, in seiner Eigenschaft als Freier, und zwar als wünschenswerther Freier um die älteste Tochter des Hauses, ein täglicher Gast der Familie war.

Auch er mußte ja in den Krieg gehen und aus seinem Antlitze sprach die Verzweiflung, denn noch war Anna immer unbeweglich.

Darüber gerade sprach er in diesem Augenblick lebhaft, aber doch flüsternd, mit Frau Maria, die dann und wann das Taschentuch an die Augen führte, um die Thränen abzutrocknen, die sie jetzt nicht länger zurückzuhalten vermochte. Denn allerdings war sie von Vaterlandsliebe beseelt, allein sie war doch immer Mutter und — die Söhne!... die Söhne!... Ob sie die wohl jemals wiedersehen würde?

Wendela schwamm in Thränen. Hans Kyle hielt ihre Hand in der seinigen und flüsterte ihr Hoffnung und Trost ein.

Weit von den Uebrigen entfernt saß Anna und an sie lehnte ihre zwölfjährige Schwester Heldina sich. Die beiden Schwestern weinten.

Noch weiter entfernt, in der Nähe der Thüre, kroch der kleine Bengt auf dem Fußboden umher. Er trauerte in seiner Unschuld und baute Häuser von den viereckigen Holzstücken, die ihm die alte Dienerin aus einer großen Schachtel, ein Stück nach dem andern, reichte.

Welch schönes Familiengemälde, von Frieden und Liebe umflossen!

Allein gerade in dem Augenblick, wo die zahlreiche Familie in der erwähnten Weise gruppirt war, ging die Thüre, die nach dem Corridor führte, weit auf, und eine Dame im Trauergewande, einen schwarzen Kapuschong über den Kopf, einen schwarzen Schleier vor dem Antlitze, trat in den Saal.

Alle sprangen bei diesem unangemeldeten Besuche von ihren Sitzen auf; man wußte nicht, was man denken sollte.

Aber die Dame schlug den schwarzen Schleier zurück und den bestürzten Mitgliedern der Familie Skytte zeigte sich das barsche Antlitz der verwitweten Königin Christina.

Unwillkürlich lief ein leises Gemurmel des Erstaunens durch den ganzen Kreis.

Allein der Reichsrath und Frau Maria faßten sich sofort, gingen dem hohen Gast entgegen und stammelten einige Worte von dem unvermutheten Glück und der unverhofften Ehre, die ihrem geringen Hause widerfahren.

Denn noch nie war es Christina eingefallen, irgend Jemand der Reichsräthe zu besuchen, wenn diese sie nicht bei großen Festen förmlich einluden und sie so gnädig war, die Einladung anzunehmen.

Frau Maria beeilte sich, die Thüre zu den Em-

pfangzimmern aufzuschlagen, allein die Königin winkte mit der Hand und sagte:

„Nein, durchaus nicht; ich bleibe hier.“

Man wagte in tiefster Unterthänigkeit einige Einwände gegen diesen Entschluß und endlich ließ Christina sich bewegen, in ein großes Zimmer zu treten, dessen Wände mit purpurrothem, flandrischen Seidenzeug bekleidet waren.

Frau Maria folgte dicht hinter der Königin und nach ihr der Reichsrath, der gerade im Begriff war, die Thüre zu schließen, als die Königin eifrig rief:

„Nein, nein! ... So nicht. Ich habe nicht allein dem Oberhaupt der Familie, sondern sämmtlichen Mitgliedern derselben etwas zu sagen, sonst wäre ich gewiß nicht hierhergekommen und am allerwenigsten so allein, nur von zwei Lakaien begleitet, die meiner unten harren. Denn ich bin die kleine Strecke vom Schlosse hierher zu Fuße gegangen. Rufen Sie also Alle, nur nicht die kleinen Kinder, hier herein.

Der Reichsrath öffnete die Thüre und rief seine vier ältesten Kinder Johann, Jakob, Anna und Wendela.

„Ich glaube,“ sagte die Königin, „daß Graf Erik und auch der junge Kyle, Ihr künftiger Schwiegersohn, draußen im Saale sind?“

„Ja, Majestät!“

„So bitten Sie die beiden Herren, gleichfalls hereinzukommen, alsdann schließen Sie die Thüre.“

Es geschah — wie die Königin befohlen.

„Meine Freunde!“ begann sie, nachdem sie sich auf eine Bank niedergelassen hatte, die mit einem Kissen von goldgesticktem, seidnen Zeug belegt war; „Sie werden gewiß nicht meinen Besuch loben, sondern viel eher denken, daß es weit besser gewesen wäre, wenn ich Ihnen die Ehre nicht erzeigt hätte.“

Die übrigen Anwesenden blickten einander bestürzt an. Nur Anna erblickte die Veranlassung dieses sonderbaren Besuches und sie begann zu beten.

„Anna!“ sagte nun die Königin, nachdem sie sich zurechtgesetzt und eine Miene angenommen, die ihrem hohen Beruf als Richterin passend schien, die außerordentlich feierlich und streng war — und eine solche Miene war ihr sehr leicht anzunehmen.

Anna trat mit niedergeschlagenen Augen vor.

„Mit Dir, Anna, habe ich eigentlich zu reden. Allein ich wollte es nicht unter vier Augen thun; es hätte sonst auf dem Schlosse bei mir geschehen können, sondern ich will Dich hier im Kreise Deiner Anverwandten zur Rede stellen, damit sie Alle auf einmal, ehe noch Deine Brüder, Graf Erik und Kyle in's Feld ziehen, den rechten Zusammenhang erfahren, und damit Du Dich auch in ihrer Gegenwart vertheidigen kannst, wenn Du es vermagst.“

„Großer Gott! ... Was werden wir erfahren?" sagten zugleich der Reichsrath und Frau Maria, indem sie zornige Blicke auf Anna warfen.

„O," nahm die Königin das Wort, „weiter nichts, als daß Ihre Jungfrau Tochter, wenn sie dem Hofdienste auf dem Schlosse obliegen soll, Mannsleute in ihrer Kammer empfängt und zwar allein und nachdem es finster geworden ist."

„Das ist unmöglich!" rief Frau Maria unwillkürlich.

„Was?... Unmöglich!" sagte die Königin und warf ihr einen außerordentlich zornigen Blick zu. „Wenn ich etwas sage und eine Thatsache berichte, dann ist sie nicht unmöglich; denn ich muß Ihnen sagen, Frau Maria, daß es nicht meine Gewohnheit ist, über unfertige Dinge zu plaudern. Was ich jetzt gesagt habe, ist die Wahrheit — leider; leider Ihretwegen, als Mutter; denn Ihre Art und Weise, Mädchen zu erziehen..."

„Ew. Majestät!"

„Still! Ich leide es nie, daß man mir in's Wort fällt. Nachher können Sie reden. Hör' einmal, Anna, wer war der Mann, der an jenem Abende, wo Du krank wurdest, bei Dir war?"

Anna schwieg.

„Du antwortest nicht?" fuhr die Königin fort. „Du meinst vielleicht, es sei nicht wahr, es sei Niemand bei Dir gewesen!"

Anna antwortete noch nicht.

„Allein," fuhr die Königin fort, „es ist nur leider ganz wahr und es lohnt der Mühe gar nicht, es zu läugnen. Schäme Dich was!... Ein siebzehnjähriges Mädchen unter vier Augen mit Mannsleuten reden!... In der Dämmerstunde Besuche von ihnen zu empfangen!... Du solltest wissen, Du Sünderin, wie sehr ich auf Ordnung und Anstand an meinem Hofe halte und wie ich aufgebracht werde, wenn irgend Jemand von meiner Umgebung davon abweicht."

Anna schwieg noch immer; allein sie weinte.

„Unglückliche," sagte die Mutter, „gestehe gleich: wer war der Mann."

Allein der Reichsrath schwieg; denn er dachte an Karl Philipp.

„Majestät!" sagte endlich Anna und fiel der Königin zu Füßen; „es ist zwar wahr, daß ich an jenem Abende in meiner Kammer ein Gespräch unter vier Augen mit einem der Herren am Hofe hatte, allein es war ganz wider meinen Willen."

„Wider Deinen Willen?... So — o?

„Ja, Majestät!... Ich betheuere es."

„Also mir und Deinen Eltern, die wir alle alte und erfahrene Leute sind, willst Du einbilden, daß irgend ein junger Mann sich erdreisten sollte, in die Kammer einer Jungfrau zu treten, wenn er weiß, daß

sie allein ist, wenn er nicht im Voraus die Ueberzeugung hat, daß er willkommen ist?"

„Ach, er war gewiß nicht willkommen bei mir," schluchzte Anna. „Im Gegentheil, ich bat ihn in der größten Angst, sich sofort zu entfernen."

„Ja, ja .... Du wirst wohl eingesehen haben, daß Zeit und Ort Gefahr mit sich führten, wenn Du nicht überhaupt an dergleichen Seitensprünge gewöhnt bist, was ich alle Veranlassung zu glauben habe."

„Nein, bei Gott, nie!... Früher nie," stammelte die verzweifelte Anna, die eher gestorben wäre, als mit einem einzigen Buchstaben den Herzog Karl Philipp zu nennen.

„Nun gut ... Ich will versuchen, es zu glauben," fuhr die Königin fort. „Jedenfalls ist es immer der Fehler eines Mädchens, wenn ein Mann es wagt, sie zu ungelegener Zeit mit seiner Anwesenheit zu belästigen. Aus guter, sicherer Quelle weiß ich, wie es mit diesem Dämmerungsbesuch zusammenhängt, und Du wirst wohl einsehen, meine liebe Anna, daß Du nimmermehr an meinem Hofe erscheinen darfst."

„Mein Gott!" riefen auf einmal alle Anwesenden.

„Aus Nachsicht und Deiner ehrenwerthen Eltern wegen," fuhr Christina fort — „namentlich Deines Vaters wegen, den wir Alle achten und ehren, und der während seiner langen Dienstzeit an unserm Hofe sich hochverdient, sowohl um meine Gunst und Gewogen-

heit, wie auch um die meiner Söhne, will ich jedoch versprechen, der Sache so wenig Oeffentlichkeit, wie möglich, zu geben; aber ich thue es nur unter der einzigen Bedingung, daß Du sofort hier auf der Stelle offen gestehst, wer jener Störenfried war; denn auch er muß durchaus eine Lection von mir haben."

„Sage es! Sage es sofort, Mädchen!" befahl Frau Maria.

Allein der Reichsrath schwieg noch immer; denn er zitterte bei dem Gedanken an die Ungnade, die ganz gewiß über seine ganze Familie kommen würde, wenn die Königin erführe, daß eine Jungfrau Skytte ein Liebesverhältniß mit Karl Philipp habe. Der Reichsrath kannte ja die Liebe, die Anna zu dem Herzog hegte, und er nahm es jetzt als eine ausgemachte Thatsache, daß diese Liebe beantwortet sei und daß der junge, feurige Prinz unvorsichtig und unbedachtsam genug hätte sein können, um . . .

Er konnte diesen Gedanken nicht bis zu Ende verfolgen, denn sowohl die Königin, wie Frau Maria, wiederholten nun ihre befehlende Aufforderung an Anna.

„Ich kann es nicht, ich darf es nicht sagen," antwortete Anna endlich; „denn ich habe zu schweigen geschworen."

Aber jetzt trat Erik Leijonhufwud, zum Erstaunen Aller, vor und kniete vor der Königin nieder und dicht neben Anna.

„Gnädigste Königin!“ sprach er. „Ich bin der Verbrecher. Ueber mich komme der Zorn Eurer Majestät.“

„Sie, Graf!“ rief die Königin.

„Er! ... Er! ...“ murmelten die Andern, die Eltern und Geschwister.

„Majestät!“ fuhr der Graf fort, „schenken Sie mir gnädigst Gehör und verzeihen Sie! Alle Welt weiß, daß ich seit lange eine wahre und innige Liebe zu Jungfrau Anna hege; alle Welt weiß aber auch, daß sie bis jetzt meine Liebe verschmäht hat. Oft hier im Hause ihrer Eltern habe ich sie gebeten, sie möchte sich doch einmal bewegen lassen; allein immer vergebens. Von Verzweiflung erfaßt, entschloß ich mich noch einmal, bevor ich das Vaterland verlasse und mich auf's Schlachtfeld begebe, mit der Jungfrau, und zwar ohne alle Zeugen, zu reden. Dadurch kam mir der unselige Einfall, in ihre Kammer auf dem Schlosse einzudringen und dort einige Minuten zu verweilen. Wie tief bereue ich nun nicht diese Uebereilung, weil sie dem liebenswürdigen Mädchen so viel Verdruß bringt und immer werde ich sie bereuen, immer, wenn ich an die eindringlichen Bitten ... an die Thränen denke, unter welchen sie mich bat, mich wieder zu entfernen, damit sie kein ungerechter Tadel und keine Verleumdung träfe.“

Anna war durch diesen Edelmuth des Grafen Erik gleichsam vernichtet. Sie vermochte ihn nicht zu fassen.

„Ist das die Wahrheit, Anna?“ frug die Königin.

„Wenn der Graf es selbst sagt, so...“ stammelte Anna, ohne zu wissen, was sie eigentlich sagen sollte.

„Mir scheint es doch,“ fuhr die Königin fort, „daß, wenn man dem Grafen so wenig gewogen, wie Anna es bis jetzt war, seid Ihr jedoch an jenem Abend ziemlich einig gewesen, denn sonst würde Anna wohl nicht Ihren Besuch verschwiegen haben. Indessen ... dem sei nun, wie da wolle, ich will doch so thun, als schenke ich Ihrem Selbstbekenntniß meinen Glauben, Herr Graf. Erheben Sie sich also und umarmen Sie Ihre Braut; denn ich vermuthe, daß die Jungfrau nach dem, was jetzt geschehen ist, nicht länger zögern wird, Euch anzugehören.“

Die beiden Knienden erhoben sich; sie blickten einander fragend, er mit ängstlicher Unruhe, sie mit Bewunderung, an. Endlich streckte der Graf seine Hand gegen Anna aus und sagte:

„Jungfrau Anna! ... Ergreifen Sie diese treue Hand als eine Stütze für's Leben!“

Anna reichte ihm ihre Hand, allein sie vermochte kein Wort zu reden.

Die Königin gratulirte, die Eltern sprachen ihren Segen, die Geschwister drängten sich glückwünschend um das junge Paar.

Und so war also auch Anna ganz plötzlich und unvermuthet verlobt worden.

Neunzehntes Kapitel.

Gespräche.

Kaum war die improvisirte Verlobungsscene zu Ende, als die Königin sich entfernen wollte.

„Graf Erik," sagte sie, „ich sollte Euch zürnen, denn, wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: — Wehe dem Menschen, durch welchen das Aergerniß kommt! . . . Und das Abenteuer, nach welchem Anna Skytte wahrscheinlich vor Angst erkrankte, hat in der That Aergerniß hervorgebracht. Es war durchaus nicht artig von Ihnen, Herr Graf, diejenige, die Sie lieben, einer solchen Scene auszusetzen, — doch genug davon! Ich kann Ihnen nicht zürnen, obwohl ich Grund dazu habe; denn Sie waren der vertrauteste Freund meines verstorbenen Schwiegersohns, des guten

Herzog Johann, und ich weiß, wie sehr er Sie lieb hatte, von Kindheit an bis zu seinem Tode."

Der Graf verbeugte sich vor der Königin, die sich nun an Anna wandte.

„Meine liebe Anna," sagte sie, denn es war ihre schwache Seite, lange Reden zu halten — „Du bist immer ein gutes Mädchen gewesen und hast Dich immer untadelhaft betragen; wenn Du auch dann und wann, wie alle anderen jungen Leute etwas unordentlich und unaufmerksam gewesen bist. Aber ich habe nie früher bemerkt, daß Du leichtsinnig . . ."

„Majestät," sagte Anna ziemlich laut und richtete sich stolz empor, „noch nie habe ich mit Wissen und Willen irgend eine tadelnswerthe Handlung begangen; und nie werde ich, selbst nicht von Schwedens Königin, den Vorwurf wegen Leichtsinns hinnehmen, wenn derselbe mir gemacht werden soll."

Die Königin war erstaunt; in einem solchen Ton hatten Wenige es gewagt, mit ihr zu reden — vielleicht Niemand anders, als ihr ältester Sohn, König Gustav Adolph.

Anna blickte auf ihren Vater, auf ihre Brüder, es schien ihr, als blinzelten diese ihr verstohlen Beifall und Aufmunterung zu. — Aber die sonst so stolze Frau Maria zitterte vor den Folgen der Dreistigkeit ihrer Tochter.

Der klare, ruhige Blick, den Anna auf die Herr=

scherin richtete, war gleich weit von dreistem Trotz, wie von kriechender Demüthigkeit entfernt.

„Wie stolz Du aussiehst, meine kleine Freundin,“ sprach die Königin, nachdem sie einen langen, prüfenden Blick auf das junge Mädchen geworfen hatte.

„Ich bitte um Verzeihung, um Gnade, Majestät,“ antwortete Anna mit einer tiefen Verbeugung; „stolz bin ich nicht; aber ich bin ruhig, denn Gott, der in mein Herz niederblickt, weiß, daß ich nichts Böses begangen habe, und ich hoffe, daß die gerechte und aufgeklärte Königin Schwedens dies gleichfalls erkennen wird.“

„Gut, mein Kind,“ sagte Christina und ihre Züge nahmen einen Anstrich von Milde an, „wir werden nicht mehr davon reden. Ich wundere mich nur darüber, daß Du so lange der Werbung des edlen Graf Eriks hast widerstehen können, um so mehr, als Herzog Johann, mein seliger Schwiegersohn in Gott, auf seinem Sterbebette Dich bat, seinen Freund glücklich zu machen. War denn durchaus ein Hofscandal nöthig, damit Du Dich entschlössest, ein Glück anzunehmen, um welches jedes schwedische Mädchen Dich beneiden dürfte?“

„Majestät!“ fiel Graf Leijonhufwud ein, indem er sich tief verbeugte, „ich bitte . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Graf,“ unterbrach ihn die Königin, mit einer befehlenden Bewegung. „Nun, nun? . . . Mag jetzt Alles gut sein

und ich glaube, Johann wird sich im Grabe darüber freuen, daß endlich der standhafte Wunsch seines Freundes in Erfüllung gegangen ist.“

Der Graf blickte auf Anna; diese blickte zu Boden.

„Und jetzt, meine lieben Freunde,“ fuhr die Königin fort, „glaube ich, es ist am besten, wenn Anna nicht länger zu der Zahl meiner Hofjungfrauen gehört; sie ist jetzt Graf Eriks Braut und Niemand wird sich wundern, wenn sie während des Kummers, den sie über seine Abreise fühlen muß, im Hause ihrer Eltern verbleibt.“

Anna vermochte kaum ihre Freude darüber zu verbergen, daß sie jetzt endlich von dem peinlichen Hofdienst erlös't werden sollte.

Aber diese Freude sollte von kurzer Dauer sein, denn der Reichsrath äußerte nun:

„Ew. Majestät ziehen also Ihre Hand von meiner armen Anna zurück, die doch behauptet, daß sie nicht aus freien Stücken den Zorn Ew. Majestät heraufbeschworen hat?“

„Nein,“ antwortete die Königin, „ich ziehe meine Hand nicht von ihr zurück; ich verspreche im Gegentheil, ihr stets gewogen zu verbleiben.“

„Also,“ fuhr Herr Skytte fort, „erlauben auch Ew. Majestät in Gnaden, daß sie schon morgen, oder spätestens übermorgen, wieder im königlichen Schlosse er=

scheint, um dort ihren Dienst als aufwartende Hofjungfrau wieder anzutreten. Denn, wenn böse Zungen bereits über meine unschuldige Tochter geredet haben, so würden diese nur noch mehr reden, wenn meine Tochter plötzlich vom Hofe entfernt würde, was Jeder gleichbedeutend mit einer offenbaren Ungnade betrachten würde und als eine Folge ihres Fehltrittes ansehen."

„Sie haben Recht, Herr Skytte; Sie sind ein kluger Mann und wissen überall das Rechte zu treffen," sagte die Königin endlich. „Es mag demnach das alte Verhältniß zwischen mir und Anna aufrechterhalten werden. Lebt wohl, meine Freunde! . . . Ich bin und verbleibe Euch Allen wohlgewogen."

Nun entfernte die strenge Christina sich endlich, zur großen Erleichterung der Familie Skytte, die sich sehr darüber freute, daß die Sache eine solche Wendung genommen hatte.

Kaum hatten jedoch der Reichsrath und Frau Maria die Königin bis in den Thorweg hinabbegleitet und waren wieder zurückgekehrt, als sie eine Unterredung mit Anna forderten.

Anna erzählte nun ohne Zögern, daß Derjenige, der in ihrer Kammer gewesen, Herzog Karl Philipp war und sie berichtete auch, was er mit ihr gesprochen.

Es versteht sich von selbst, daß sie versprachen, das Geheimniß von der Liebe des Herzogs zu Elisabeth zu bewahren.

„Mein armes Kind, das so unschuldig leiden sollte und sich nicht rechtfertigen durfte!“ rief Frau Maria und strich Anna die Wangen.

„Meine arme, liebe Anna!“ sprach der Reichsrath, der mehr wußte, als seine Gattin, somit auch einen Begriff von dem Schmerz hatte, der in Anna's Herz bei dem Geständniß Karl Philipps eingekehrt sein mußte.

Und er zog die Tochter an seine Brust, wo sie heiße Thränen vergoß.

„Es grämt mich jedoch jedenfalls, daß man Uebles von unsrer Tochter reden will, weil ich mir doch jedenfalls damit schmeichle, daß . . .“

„Gräme Dich nicht darüber, Maria,“ fiel der Reichsrath ihr ins Wort, „das wird bald vergessen sein, wenn Anna sich auf's Neue am Hofe zeigt. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es so gefährlich ist, wie die Königin es ausmalte.“

„Gott gebe es,“ seufzte Frau Maria.

„Aber wo in der ganzen Welt findet man einen so edlen Menschen wie Graf Erik?“ fuhr Herr Skytte fort.

„Nirgends,“ antwortete Frau Maria.

Später, an demselben Abende, waren die Neuverlobten ohne Zeugen in einem Zimmer beisammen.

Sie waren Beide sehr verlegen, und es dauerte lange, bis ein Gespräch zu Stande kam.

Endlich sagte Graf Erik:

„Jungfrau Anna!“

„Graf Erik,“ antwortete sie, und es entstand wiederum eine Pause.

Allein endlich ergriff er ihre Hand und sagte:

„Anna! ist es denn nicht möglich, daß Sie sich mit dem Schicksal versöhnen können, meine Gattin zu werden?“

Anna drückte leise seine Hand und warf einen Blick auf ihn, der beredter, wie alle Worte waren.

„Ja, Erik,“ antwortete sie, „denn Ihr übermenschlicher Edelmuth hat mich besiegt.“

„Mein übermenschlicher Edelmuth, Anna?“

„Ja, denn es war nicht der Edelmuth eines Menschen, sondern der eines Engels, als Sie, obgleich Sie die Anklage einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit, wenn nicht noch etwas Aergeres, hörten, doch an meine Unschuld glaubten, und um mich aus der Verlegenheit zu retten, sich selbst anklagten.“

„Ja, Anna,“ rief der Graf, „ich glaubte fest an Ihre Versicherungen; denn diese Augen, diese Lippen können nicht lügen.“

„Nein, bei Gott nicht!“ antwortete Anna. „Doch schmerzt es mich, daß man jetzt am Hofe Uebles von mir reden wird. Wer weiß, wie boshaft sie dort sind. Man wird, Gott weiß, was von mir erdichten.“

Und sie begann zu weinen.

„Trösten Sie sich, geliebte Anna,“ sagte der Graf. „Wenn man erfährt, daß ich es war, der Sie gegen Ihren Willen belästigte, wird man nichts sagen können. Und jetzt, nachdem wir doch ein Paar werden — o Himmel! . . . Welches Glück, diese Worte äußern zu dürfen! — jetzt, sage ich, wird die Verleumdung bald stillschweigen. Es wäre etwas Anderes, wenn man erfahren hätte . . .“ er brach plötzlich ab.

„Erfahren? . . . Was?“ rief Anna.

„Daß es der Herzog war,“ antwortete Erik.

„Der Herzog! . . . O, mein Gott!“

„Beruhigen Sie sich, Anna,“ fuhr der Graf fort. „Durch mich soll es gewiß nicht weiter kommen. Aber jedenfalls glaube ich mit Bestimmtheit, daß es der Herzog war.“

„Und weshalb?“

„Weil Ihr Herr Vater mir einen Wink davon gegeben hat, daß Ihr Herz nicht frei sei, daß Sie eine Liebe hegten, die er . . . und auch alle Anderen verdammen müßten.“

„Das hat mein Vater gesagt?“

„Ja, das hat er mir gesagt.“

„Ach, Erik!“ bat Anna und blickte ihn mit ihren klaren, blauen Augen an, welche durch die Thränen, die noch darinhingen, noch klarer wurden. „Erik! . . . Ich bitte Sie, vergrößern Sie Ihren Edelmuth dadurch, daß Sie nie mehr über diesen Gegenstand mit mir reden.

Ich betheure im Angesicht des allwissenden Gottes, daß der Mann, der mich in meiner Kammer besuchte, nicht meinetwegen kam ... daß er nicht mich, sondern eine Andere liebt, deren Namen ich nicht nennen darf. Karl Philipps Liebe habe ich nie besessen ... werde sie auch nie erhalten, und was Sie auch von den Geheimnissen meines Herzens errathen haben mögen, Graf Erik, so versprechen Sie mir, es zu vergessen und — darüber zu verstummen.“

„Ich werde stumm wie das Grab sein,“ antwortete der Graf, indem er ihre Hand an seine Lippen führte.

Zwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Fast vier volle Jahre sind verstrichen. Wir befinden uns im Märzmonat 1622.

Während dieser Zwischenzeit hatte sich Vieles und Wichtiges ereignet, wichtig sowohl für die ganze schwedische Nation im Allgemeinen, wie namentlich für die Personen dieser kleinen historischen Schilderung.

Um mit der höchsten Person zu beginnen, so war der große Heldenkönig um jene Zeit bereits seit sechs Monaten vermählt.

Die ihrer Schönheit wegen so berühmte, so liebenswürdige Churfürstin von Brandenburg, Maria Eleonora, deren schwärmerische, abgötterische Liebe zu Gustav Adolph so viel Theilnahme erweckte, — ihr war es end=

lich geglückt, das Herz zu fesseln, um dessen Besitz sie später selbst mit dem Tode und der Verwesung kämpfte.*)

Religiöse Verhältnisse machten sich am Hofe in Berlin dahin geltend, daß Johann Sigismund, und später Georg Wilhelm, sich gegen die Vermählung Maria Eleonora's mit dem lutherischen Fürsten Gustav Adolph auflehnten, und gerade dieser Widerstand, welcher fast so weit ging, daß Gustav Adolph beinahe einen Korb erhalten hätte, reizte ihn, Alles daranzusetzen, die Schwierigkeiten zu besiegen, umsomehr, weil er wußte, daß die junge Churfürstin ihm persönlich gewogen war.

Während man in Schweden allgemein glaubte, er wohne einem Manöver der Flotte in der Ostsee bei, ging er im Frühjahr **1620**, nur von seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, und seinem Vertrauten, Axel Oxenstierna, heimlich nach Berlin, woselbst er nur mit vieler Mühe in einem Wirthshause aufgenommen wurde, weil man ihn im Verdacht hatte, er sei ein englischer Offizier, und die englischen Truppen damals, ihrer Gewaltthätigkeiten wegen, sehr schlecht in Berlin angeschrieben waren. (Aus zwei Wirthshäusern in Berlin wurde Gustav Adolph sofort, nachdem er eingekehrt war, wieder ausgewiesen. Als es ihm jedoch

---

*) Man weiß, daß Maria Eleonora, nach dem Tode Gustav Adolphs, das Herz aus seiner Brust herausnehmen ließ, dasselbe immer in einer silbernen Dose bei sich führte.

endlich glückte, unter Dach zu gelangen und sich in Beziehung zu der Mutter Maria Eleonora's, der verwitweten Churfürstin Anna, zu setzen, die seiner Werbung um die Tochter sehr gewogen war, und als er endlich die einundzwanzigjährige Maria Eleonora selbst sah, genügten die ersten Blicke dieser beiden erlauchten Personen, um für immer über ihr Geschick zu bestimmen, — und die Verlobung wurde mit Herz und Hand unter dem warmen Segen der Mutter, sofort geschlossen.

Im Novembermonat desselben Jahres, am 25., wurde die Vermählung, drei Tage später die Krönung der jungen Königin gefeiert; — und Gustav Adolph hatte, zur Freude und Befriedigung des ganzen schwedischen Volkes, sein Junggesellenleben aufgegeben, und war im December 1621 Vater einer Prinzessin, die jedoch nach Verlauf weniger Wochen mit Tode abging.

Der schöne, liebenswürdige Karl Philipp war, nachdem er die unvortheilhafte Meinung seines großen Bruders durch seine Theilnahme an dem polnischen Kriege, und durch erwiesenen Muth und Tapferkeit verändert hatte, plötzlich, nach der Belagerung von Riga, in Narva erkrankt und am 25. Januar 1622 gestorben, wodurch auch sein Herzogthum von der Krone eingezogen wurde, und für immer die Rolle der regierenden Herzöge in Schweden zu Ende war.

An einem klaren, schönen Vormittag, im Anfang des Märzmonats, treffen wir in einem der größeren Häuser, auf dem damals sogenannten Kornmarkt, zwei Damen in einem vertrauten Gespräch miteinander begriffen.

Die eine war blaß, und es war deutlich, daß sowohl körperliche Krankheit, wie ein Gemüthsübel an ihren Kräften zehrten; die andere war voll und rund, und kleine schelmische Grübchen zierten ihre Wangen. Beide waren im Traueranzug, wie um jene Zeit namentlich alle schwedischen Damen, weil sie den liebenswürdigen hoffnungsvollen, jungen Herzog Karl Philipp beweinten.

Die beiden jungen Damen, die wir soeben beschrieben haben, waren Anna und Wendela Skytte. Ihre Umgebungen waren die der damaligen vornehmen Welt, und auch ihre Tracht war fein, theuer und ausgewählt; sie waren vom Geschmack und Luxus im engen Vereine umgeben.

Jede der Damen hatte einen Gegenstand, der ihre ungetheilte Aufmerksamkeit fesselte, den sie mit Wohlgefallen betrachteten. Die blasse, traurige Anna hielt in ihren magern Händen ein theures, mit silberbeschlagenes Gebetbuch; die frische, volle Wendela dagegen trat leise und taktmäßig die Walzen einer Wiege; in der Wiege selbst schlummerte ein kleines, lächelndes, schönes Kind.

Anna war noch immer unverheirathet. Graf Erik war im polnischen Kriege gefallen. Wendela war bereits zwei Jahre, die glückliche Gattin des Obersten

Hans Kyle; und wir sehen somit, daß der frühere Handschreiber, und zwar durch Wunder von Tapferkeit, vom Fähndrich bis zum Obersten sich emporgeschwungen hatte.

Lange hatten die beiden Schwestern einander, in ihre eigenen Gedanken versunken, gegenüber gesessen, als Anna endlich äußerte:

Ich begreife nicht, wie man seine Wohnung so sonderbar wählen kann, wie Du und Dein Mann es gethan."

„Wie so, beste Anna?" frug Wendela.

„Wie so? . . . Bedenke doch — hier auf diesem Platze zu wohnen, wo vom Morgen früh bis Abend spät ein ewiges Gesumme herrscht! Ich begreife es nicht . . . wenn man ein solches Palais besitzt, wie das große, schöne Haus auf dem Blasiiholm . . . ."

„Liebe Schwester," fiel Wendela ihr in's Wort. „Du darfst Dich nicht darüber wundern; denn Du weißt doch, daß Kyle unter keiner Bedingung in das große öde Haus einziehen will, in welchem sein alter Onkel gestorben ist? Er sieht während der kurzen Zeit, die er hier entfernt von dem Kriegsschauplatze verbringen kann, sich lieber vom Leben und Lärm umgeben, als von der Grabesstille auf dem Blasiiholm."

„Grabesstille! . . ." wiederholte Anna mit einem starren Blick, senkte wieder ihren Kopf auf die Brust, und fiel auf's Neue dem Grübeln anheim.

„Anna!“ sprach Wendela nun, „Du darfst Dich nicht dermaaßen Deiner Trauer über den Tod des Herzogs hingeben. Zwar trauert das ganze Reich . . .“

„Das ganze Reich!“ unterbrach jetzt Anna ihre Schwester. „Das ganze Reich trauert! . . . Ach ja, man interessirt sich dafür, weil sein Herzogthum von der Krone eingezogen wird . . . Aber ich! Ich, Wendela!“

„Du! ... Du!“ rief die junge Oberstin mit einer mißvergnügten Miene. „Du bist doch wohl nicht die Einzige, die einen Verlust erlitten hat, sondern die ganze Nation, und namentlich eine alte, trostlose Mutter, deren Abgott er war.“

„Du vergißt also ganz, wie unauflöslich mein Herz an das seinige geknüpft war?“

„Anna!“ sagte Wendela mit mildem Ernst, „Du mußt wieder vernünftig werden, wie Du einmal früher warst.“

„Ich? . . . Wie meinst Du das?“

„Ich meine, daß Du endlich einsahst, daß Du ohne Karl Philipps Herz auch nie seine Gattin werden könntest. Erinnerst Du Dich denn nicht, daß Du sogar . . .“

„Ach, Schwester, erinnere mich nicht daran. Ich war damals wahnsinnig, und glaubte eine Kraft zu besitzen, die ich gewiß nicht gehabt hätte. Es war Fieberphantasie, Wendela.“

„So? . . . Aber was nennst Du es denn, daß

Du, obgleich mit Graf Erik verlobt, doch immer an den Herzog dachtest, und daß Du jetzt bei dem Tode Karl Philipps dermaaßen von Schmerz erfüllt bist, daß Du auf einige Wochen zu mir gezogen, damit Du nur still und ungestört Deinen Grübeleien nachgehen kannst?“

„Ach, Wendela, Wendela! — Wie kannst Du mir diesen geringen Trost mißgönnnen, die Du in vollem Maaße das Glück genießest, nach welchem Dein Herz so lange ohne Hoffnung seufzte?“ äußerte Anna weinend.

„Meine arme Schwester!“ rief Wendela und umarmte sie. „Begreifst Du denn nicht, daß ich es gut mit Dir meine? Ich will Dir die Binde von den Augen reißen, um Deine Gemüthskrankheit zu heilen.“

„Ach, die ist unheilbar, Wendela!“

„Der Stolz hätte sie längst heilen müssen.“

„Der Stolz?“

„Ja; denn Karl Philipps Herz gehörte ja einer Andern.“

„O, das war nur eine flüchtige Leidenschaft.“

„Meinst Du das? . . . Glaubst, daß Elisabeth Ribbing . . .“

„Längst von ihm vergessen war — ja, das glaube ich.“

„Allein, ich glaube es nicht, Anna.“

„Du glaubst es nicht? . . . Wie sollte aber diese Liebe, wenn sie gedauert hätte, der Königin, dem Hofe, der Stadt, ein Geheimniß geblieben sein? — Nein, beste Wendela; Karl Philipps Liebe zu Elisabeth war

eine flüchtige, jugendliche Leidenschaft; glaube mir. Wenigstens tröste ich mich bei der Ueberzeugung."

„So behalte sie, gute Anna."

„Ja, Wendela, ich behalte sie, und ich sage Dir, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich erführe, daß Karl Philipp nach seiner Rückkehr von seiner Reise im Auslande noch immer eine Neigung für Elisabeth gehegt, von dem Augenblick an wird es mit mir vorbei sein. Der dünne Faden, der mich noch mit diesem Erdenleben vereinigt, würde dann bersten und meine Seele sich dort emporschwingen, wo ich ihn wiedersehe .... und wo er mir nimmermehr entrissen werden kann."

Wenige Augenblicke nach diesem Gespräch trat ein Diener ein und trug auf einem kleinen, silbernen Teller einen Brief an Jungfrau Anna.

Der Brief war von der verwitweten Königin Christina, die den Wunsch aussprach, sie sofort bei sich auf dem Schlosse zu sehen.

Anna antwortete, daß sie sofort dem Wunsche nachkommen würde; aber die beiden Schwestern wunderten sich jedoch nicht wenig über diesen Wunsch und riethen hin und her über seine Bedeutung. Denn Anna hatte bei der Nachricht von dem Tode des Grafen Erik sofort ihre Stelle als Hofdame aufgegeben und war seitdem sehr selten am Hofe erschienen. Seit vier Monaten hatte sie nicht die verwitwete Königin gesehen; man

hatte ihren Vorwand, den sie in ihrer Kränklichkeit suchte, als genügend hingenommen.

Als sie bei der Königin eintrat, fand sie die alte, von tiefer Trauer gebeugte Christina in ihrem Schlafgemache vor einer Wiege sitzen und mit wirklich mütterlicher Zärtlichkeit ein sechs Wochen altes Kind betrachtend, welches in der Wiege schlummerte.

Anna war hierüber im höchsten Grade erstaunt.

„Komm näher, mein Kind,“ sagte Christina und winkte ihr. „Komm' näher, daß ich mit Dir reden kann. Alle Gesichter, die ich um mich sehe, flößen mir nur bittere Gefühle ein; denn zwar thun sie, als wenn sie trauerten, aber sie thun es nicht besser, als daß doch die Gleichgiltigkeit durchschimmert. Deshalb habe ich wieder an Dich gedacht, Anna. Dich wünschte ich wieder um mich zu haben; denn Du bist wirklich traurig und ein großer, tiefer Kummer gedeiht am besten, wie Alles, neben seines Gleichen. Du hast Deinen Bräutigam, den edlen Graf Erik verloren, und ich ... ich ....“

Die Königin brach in lautes Weinen aus.

Anna harrte noch der Aufklärung in Betreff des kleinen Kindes; denn etwas so Sonderbares bei der alten rauhen und strengen Christina zu erblicken, hatte sie nicht erwartet.

„Siehst Du,“ fuhr diese nach einer Pause fort und deutete auf das Kind, das noch immer schlief, „siehst

Du, was ich als Ersatz für meinen blühenden Sohn erhalten habe.“

„Ersatz?“ wiederholte Anna.

„Ja, Ersatz .... ein kleiner Ersatz .... aber doch .... doch ein Ersatz.“

„Ich verstehe nicht, Majestät.“

„So höre denn, Anna. Heute .... gerade vor einigen Stunden, bekam ich dies kleine Wesen, von dessen Dasein ich erst gestern benachrichtigt wurde. Und ich darf es behalten. — Bin ich nicht glücklich?“

Anna glaubte, der Kummer über den Tod des Sohnes habe die Alte wahnsinnig gemacht.

Es ist ein Mädchen,“ fuhr die Königin fort, „sie soll Elisabeth Gyllenhjelm heißen; denn Elisabeth ist sie getauft. Nie werde ich mich von ihr trennen. Sie soll mein bester Schatz, mein Trost in meinem Kummer sein. Deshalb steht ihre Wiege hier in meinem eigenen Schlafgemach; und so oft, wie möglich, schicke ich die Amme fort, damit ich ungestört das kleine Wesen betrachten kann.“

Noch wußte Anna nicht, wem das Kind gehörte. Sie stand noch immer da, im höchsten Grade erstaunt.

„Komm' doch näher,“ fuhr die Königin fort, „komm' hierher und schau' die kleine Elisabeth an .... nun, sieh'st Du nicht, wem sie ähnelt?“

Anna schüttelte den Kopf.

„Du weißt also gar nichts?“ frug Christina.

Anna that eine verneinende Bewegung.

„Sonderbar!“ sagte die Königin. „Sonderbar, daß das, was gestern Abend geschehen ist, nicht schon heute Morgen mit dem frühesten über die ganze Stadt ist! Doch morgen wird Jedermann es wissen. Und Dir, gute Anna, will ich es gleich sagen, daß die Kleine die dort schlummert, meine Enkelin .... die Tochter Karl Philipps ist.“ *)

Anna erblaßte.

„Ja,“ fuhr die Königin fort, „sie ist das eigene Kind meines theuern, unvergeßlichen Karl Philipp. Glaube doch nicht, daß sie ein uneheliches Kind ist. Nein, mein Sohn, wie alle junge Leute, verliebt .... aber er ist weiter gegangen, wie viele Andere, er hat sich heimlich mit derjenigen trauen lassen, die er liebte. Was ich ihm nie und nimmer verziehen hätte, wenn er am Leben geblieben wäre, das verzeihe ich ihm jetzt aus vollem Herzen; und um es zu beweisen, habe ich

*) Dies ist historisch. Karl Philipp hatte sich heimlich mit Elisabeth Ribbing trauen lassen, die kurz nach seinem Tode eine Tochter gebar, welche die alte, verwitwete Königin zu sich nahm und erziehen ließ. Das Kind wurde Elisabeth Gyllenhjelm genannt, war der Großmutter ein Trost in ihrem Kummer, und blieb ihr Abgott, bis sie vier Jahre nach dem Tode des Herzogs verschied. — Elisabeth Ribbing verheirathete sich nach dem Tode des Herzogs auf's Neue; Elisabeth Gyllenhjelm war zweimal verheirathet und begleitete das Amt einer Hofmeisterin bei Maria Eleonora.

mir sogar selbst ausgebeten, das Kind pflegen und erziehen zu lassen."

„Aber .... die Mutter? ...." stammelte die todtenblasse Anna.

„Die Mutter ist Elisabeth Ribbing, die Tochter des Reichsschatzmeisters, der gestern hier war und mir die Beweise der gesetzlichen Gültigkeit der Ehe vorlegte. Schwach, wie er immer gewesen ist, wenn es seine Tochter betraf: hatte er sowohl meiner, wie des Königs Ungnade getrotzt, und als die jungen Leute ihm ihre Liebe anvertrauten, ließ er sie in der größten Heimlichkeit trauen. Daß dies wirklich und ordentlich zugegangangen ist, davon bin ich bereits seit gestern überzeugt, denn ich habe mit dem Geistlichen gesprochen, der die Trauung vollzogen hat, und dort in meinem Pulte besitze ich eine Menge Briefe, die Karl Philipp während seiner Abwesenheit im Kriege, an seine Elisabeth, an seine angebetete Gattin, wie er sie nennt, geschrieben hat .... an seine vor Gott und einigen wenigen Zeugen ihm gesetzlich angetraute Gemahlin."

Die Königin, die, während sie gesprochen, ihre Blicke auf das Kind in der Wiege gerichtet hatte, wandte sich nun an Anna, und fand zu ihrer großen Bestürzung, daß diese zu Boden gesunken sei, aber leise, ohne einen Laut von sich zu geben; sie hatte zufällig zwischen zwei Stühlen gestanden und ihre beiden Arme ruhten nun auf den Kissen dieser Stühle.

Die Königin rief nach Hilfe und viele Hände beschäftigten sich sofort mit der Ohnmächtigen, die nur durch die angestrengteste Mühe wieder zum Leben gebracht wurde. Man trug sie in einen Wagen und führte sie in das elterliche Haus.

Dort, von ihren Eltern und Geschwistern umgeben, lag sie einige Stunden, wie todt, auf dem Lager ausgestreckt. Endlich schlug sie die matten Augen auf, die nun einen wunderbaren Glanz annahmen, während ein seliges Lächeln um ihre Lippen spielte und ein verklärter Schein auf ihrer Stirne ruhte.

Gegen die Liebenden, die um sie umherstanden, streckte sie ihre Hand aus, indem sie sagte:

„Habt Dank! .... Lebt wohl!“.

Und nun schlossen sich für immer die klaren Augen: das liebevolle Herz fand seinen Frieden in Gott, der die Urquelle der Liebe ist.

Ihre Aeußerung zu Wendela ging in Erfüllung. Die Nachricht von der dauernden Liebe Karl Philipps zu Elisabeth hatte sie getödtet.

Ende des zweiten und letzten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.

Wilhelmina

Die Familie Skytte Historischer Roman aus der Jugendzeit Gustav II. Adolphs von Wilhelmina. Aus dem Schwedischen von Heinrich Helms

Bd.: 2

Grimma und Leipzig 1852